

Die Zehnte Welt

Nr. 2

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

(Fortsetzung.)

Der Wolfgang scheint ein Geschulter zu sein," meinte nach seinem Weggange Philomena.

„Snt, die von Altberg herunter haben alle so eine Art und ein Tun, daß man glauben sollte, es wären lauter Doktoren oder Pfarrer oder sonst was. Aber ein richtiger Bauernschlag sind sie nicht. Hocken beisammen in Dörfern, musizieren und geigen und politisieren, und das Weibervolk webt Seidenes.

Die alte Müllerin drunten scheint auch keine richtige Bäuerin zu sein, das verrät sich schon in ihrem Gewand. Warum der Vater den da zu unserm Beistand machen will, weiß ich nicht. Hätte ich das vorher gewußt, so würde ich schon andere Saiten aufgezogen haben. Aber jetzt ist nichts mehr zu ändern, man muß sich dreinschicken. Aber das sage ich schon, lieber als einen Verwandten hab ich noch einen Fremden, und wenn er es mir zu hant treiben will, so werd ich ihm zeigen, wer Meister ist auf dem Hochbühl, das werd ich."

„Männeli geh Du zum Vater," flüsterte die Großmutter ihrer Enkelin zu, worauf diese gleich im Krankenzimmer verschwand.

Senz aber, die träumend am Fenster gestanden, durch das man über die blühenden Felder mit dem Müllergehöfte und weiterhin auf den bewaldeten Ball des Doggen bis zu den blauen Spitzen eines hohen Gebirges sah, verfehte, sich aufrichtend, lebhaft: „Nun, mir gefällt der Beistand sehr gut."

Sie schwiegen alle und betrachteten das schöne Mädchen, als habe es eine bedeutende Aeußerung getan, bis endlich die Mutter fand: „Ich habe sonst gemeint, der Pauli sei es, der Dir gefalle?"

„Bei einem Beistande handelt es sich doch nicht um die Schönheit, vielmehr um die Güte," erwiderte jene leichtthin.

In diesem Augenblicke ertönte aus dem Nebenzimmer ein angstvoller Ruf von Männeli. Alle eilten hinüber; der Kranke lag in seinen letzten Zügen.

Die Trauer um den Hochbühlbauer war aufrichtig, aber nicht übermäßig, denn seit Monden hatte man das Ereignis erwartet. Nur die greise Mutter des Heimgegangenen schien der Gram so tief zu beugen, daß man fürchten mußte, sie werde sich von dem Schlage kaum erholen. Dann war es noch das jüngste Kind, das Männeli, das seines Schmerzes nicht Herr zu werden vermochte. Manchmal warf sie sich in bitterem Jammer neben dem entseelten Vater

„Du gutes Kind! Laß Dir nicht bangen; ich bin ja da und habe dem Vater versprochen, für Euch zu sorgen und für die Großmutter ganz besonders."

Sie hielt mit Schluchzen inne und hob die feuchten blauen Kinderaugen schüchtern zu dem Antlitz ihres neuen Freundes empor. Wie gütig der doch sprach, den sie kaum recht kannte.

Eine zarte Röte stieg langsam in die bleiche Mädchenstirn. Von der Stunde an beherrschte sie ihren Schmerz, und gefaßt, wenn auch bleich, und mit geröteten Augen, folgte sie am andern Tage mit Mutter und Schwestern dem Sarge des geliebten Vaters nach dem Friedhofe in Buchwil.

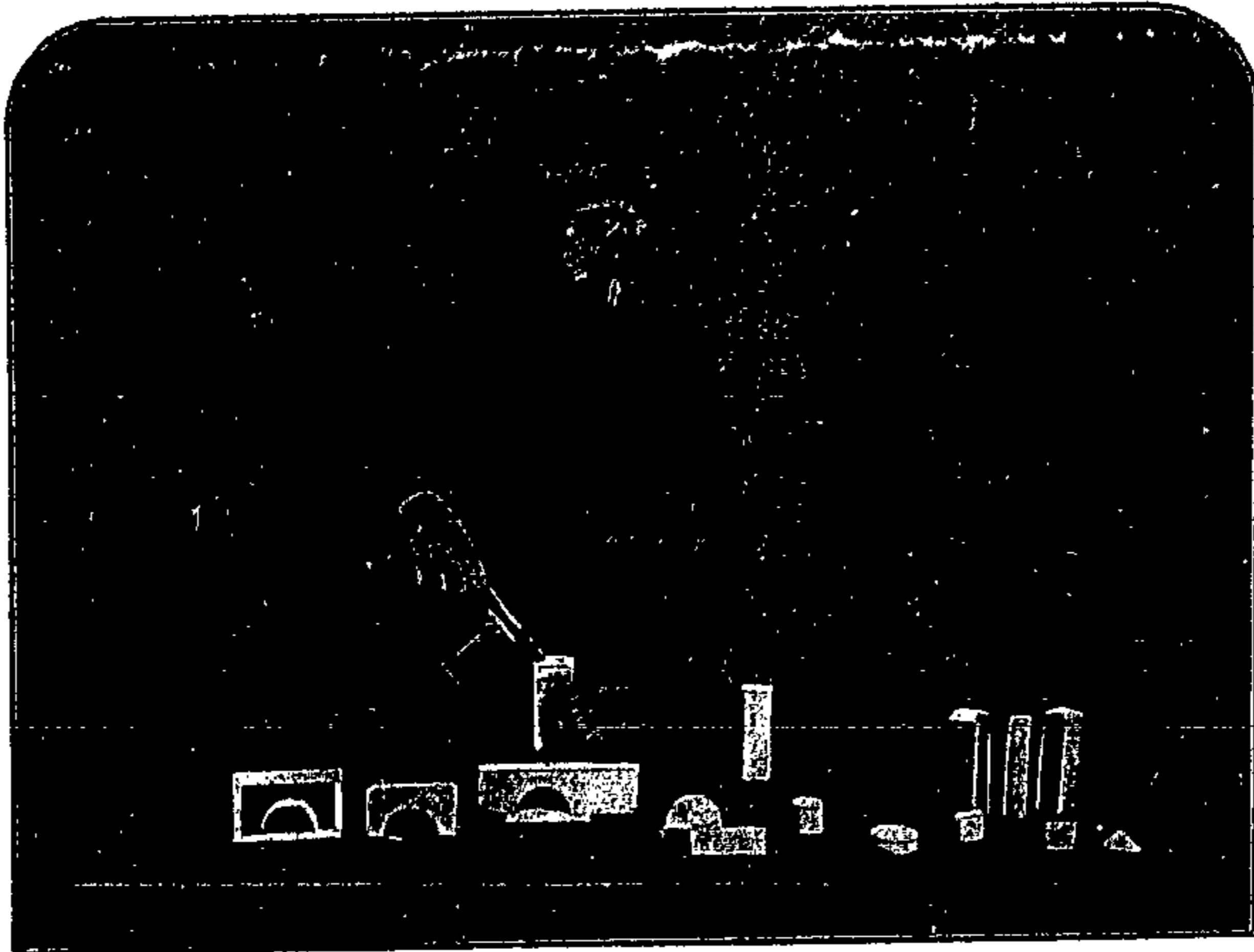
Kerzengerade aufgerichtet, die Rippen fest zusammengedrückt, stand Frau Elisabeth an der Kirchenmauer gegenüber dem offenen Grabe, mit ihren Augen jeden und jede betrachtend, die nahen.

Und manche flüsterten ein kelles Trostwort an die Witwe und ihre Töchter. Andre nickten ihnen bloß zu; aber niemand, der vorüberschritt, versäumte, einen bewundernden Blick auf Senz zu richten, deren lichte Schönheit das gefällige Trauerkleid erst recht hervorhob.

Es kamen in den Reihen der andern Nachbarn aus den Doggenhöfen auch die beiden Brüder aus der Mühle. Wie die andern wollten sie nicht

anhalten, allein Frau Elisabeth gab ihnen ein Zeichen zu bleiben.

„Drüben bei meinem Bruder „im Grund“ ist das Leidmahl bereit; ich fand keine Zeit, Euch dazu zu laden. Also, daß Ihr es wißt, wir erwarten Euch." So sprach sie, dabei spähend, ob der hübsche Pauli sich etwa zu Senz gesellen wolle. Doch dieser tat nichts, ihren Verdacht zu rechtfertigen; stand bescheiden neben dem Bruder und pflichtete diesem bei, eigentlich seien sie ja bloß Nachbarn, die im Kreise der nahen Verwandtschaft nur stören würden; sie hätten heut nicht weiter als sonst nach dem Doggen; etwas andres sei es mit denen, die von auswärts hergekommen. —



Das Formen der Steine.

auf die Kniee und legte das Köpfchen laut aufschluchzend auf den harten Rand des Totenbettes. So traf sie am Abend vor der Beerdigung Wolfgang, der sich den verwaisten Hochbühlrinnen nun bereits mit Rat und Tat nützlich erzeigt hatte. Sanft faßte er das Mädchen an der Hand und zog sie sachte empor. „Du mußt nicht so sehr weinen, Männeli," sagte er weich. „Der Vater hat es nun überstanden und käme wohl nicht mehr zurück, auch wenn er könnte. Er war ein braver Mann, und so einer braucht sich vor dem Tode nicht zu fürchten."

Männeli weinte noch heftiger. „Es, es ist -- wegen der Großmutter," brachte sie mühsam hervor.

Draußen vor dem Friedhofe stand der Bruder der Frau Elisabeth, der große, ansehnliche Grundwirt, mit dem schwarzen Filzhute in der Hand, den langen Ledermantel über den Arm gelegt, und so oft ein Better oder eine Base herauskam, um sich mit den andern auf einem der von hier sich nach verschiedenen Richtungen teilenden Wege zu entfernen, hielt er sie an und lud sie mit viel höflichen Worten zu einem kleinen Kneipeessen ein. Da gab es denn viel Sträuben und Abwehren, viele nicht sehr ernst gemeinte Ausreden, auch viele erwartungsvoll lächelnde Gesichter. Als Frau Elisabeth mit ihren drei Töchtern erschien, setzte es ein vielstimmiges Begrüßen und Betrösten ab, und darauf zog ein langer Zug schwarzgekleideter Volkes nach dem nahen Gasthause des Hanskaspar Göhler „im Grund“.

Lockende Bratengerüche, vermischt mit jenem anregenden Duft, den der Wein ausströmt, wenn er in größeren Mengen dem Fasse entnommen wird, zogen durch die Räume.

Es währte lange, bis die Gesellschaft sich an den gedeckten Tischen plazierte hatte, denn es waren durchwegs Leute, die wußten, daß man sich wohlstandigerweise nicht eher niederlassen durfte, bevor man mindestens zum dritten Male dazu genötigt worden. Aber nun konnte endlich die geschäftige Wirtin mit dem Darreichen der Suppe beginnen, während Hanskaspar, am oberen Ende des längeren Tisches postiert, vergnüglich die Reihen inspizierte, etwa wie ein guter Hirte seine Herde, die er mit Mühe und Not endlich eingebracht hat. Feierlich hoben sich die blendend weißen Hemdärmel von der glänzend schwarzen Weste, und sein rundes, glattes Gesicht zeigte genau die richtige Mischung von Betrübnis und ehrbarer Lustigkeit, die seiner zweiseitigen Eigenschaft als Leidtragender und Gastgeber entsprach. Die Unterhaltung floß anfangs nur wie ein bescheiden murrendes Wächlein. Sie bewegte sich ausschließlich um die traurige Ursache dieses doch an sich erfreulichen „Anlasses“, und man war artig und dankbar genug, dem seligen Better ein Lob ums andre zu spenden und seinen frühen Tod zu beklagen. Nach und nach flochten sich denn auch andre Gesprächsgegenstände ein; man erörterte, hauptsächlich unter den älteren Mannsleuten, die diesjährige Heuernte, die Herbstausichten, den Gang des Viehhandels und so weiter. Die jungen Burschen dagegen begannen bald nach dem zweiten geleerten Glase nach den anwesenden jungen Basen zu schielen. Hauptsächlich war es der kleine Seitentisch, wo Frau Elisabeth mit ihren drei Töchtern und ein paar Frauen saßen, nach dem sich offene und heimliche Blicke richteten. Einstweilen aber wollte es nicht gelingen, die Hochbühlerinnen in ein lebhafteres Gespräch hineinzuziehen. Frau Elisabeth schien noch ganz von ihrem Leide bedrückt zu sein; Philomena und Männeli wischten häufig die Augen, und an die Seng getraute sich schon gar niemand — so vornehm sah sie aus.

Da wandte sich eine dicke Bäuerin, die eine schwere goldene Uhrkette aus den breiten Spitzen ihre Halskrause hängen hatte, nach Frau Elisabeth und fragte freischweg:

„Wie ist es jetzt, Frau Base? Der Hanskaspar dort wird wohl Euer Beistand sein, er ist ja Euer Bruder?“

Frau Elisabeth preßte ihre schmalen, trockenen Lippen auf die ihr eigne Weise aufeinander, und indem sie den Kopf mit einem Seufzer etwas zurück auf die linke Schulter neigte und die Augen an das Getöse der Stubendecke heftete, sagte sie gedehnt:

„S—a, i—a, Frau Base Ammann. Ihr habt g—gunt reden. Mein Bruder ist auch kein Heutiger mehr, und dann — hat mein Mann, der Franz selig“ — sie fuhr mit dem weißen, schöngelplätteten Taschentuche über die Augen — „einen andern dazu bestimmt.“

„Einen andern?“ — „Einen — a—andern?“ Von allen Seiten drehten sich die Köpfe nach der Hochbühlerin, und von allen Lippen ertönte dieselbe Frage.

„Was ist denn Sonderbares daran?“ antwortete Hanskaspar an seiner Schwester Statt mit fröhlichem Lächeln. „Ich bin meinem Schwager selig nur dankbar. Unserer versteht das Bauern nicht so gut, wohnt ziemlich abseits und hat selber genug zu tun. Aber der Wolfgang Haller ist ein tüchtiger Bauer, das ist gewiß, aber . . .“

„Wolfgang Haller? Wer ist das?“ wollten mehrere wissen.

„Oh,“ lächelte Hanskaspar, „man merkt, daß ihr jenseits des Sees und weiß Gott wie weit herkommt. Das ist der neue Pächter auf der Doggenmühle.“

„Wo ist die Doggenmühle?“ ward wieder gefragt.

„Ei, ein Nachbargut vom Hochbühlhof. Eigentlich heißt der ganze Weiler zusammen Doggen, der Hochbühlhof, der Schwefelhof, der Seeacker und wie sie heißen. Die Mühle und der große Hof nun gehören seit langen Jahren dem Herrn Vogt, der drunten im Selental eine Baumwollspinnerei hat.“

„Wie kommt es, daß so ein Herr da im Doggen hinten, einer Gegend, wo Fische und Hasen sich „gute Nacht“ sagen, einen Hof besitzt?“

„Er hatte im Sinne,“ erzählte Hanskaspar weiter, „die Wasserkraft des Doggenbaches für den Betrieb einer Fabrik zu benutzen, die er zu bauen gedachte. Er kaufte auch noch etwa zwei oder drei umliegende Heimmiesen zu Spottpreisen; denn die Leute gaben das Land gern her, es ist vielfach sumpfig, und durch die Niederrung streichen vom See her kalte Nebel und Winde. Aus der Fabrik wurde es dann freilich nichts, was weiß ich warum — wohl, weil es schwergehalten hätte, in der einsamen Gegend nur Arbeiter zu kriegen. Auch wäre alles viel zu fern vom Verkehr gewesen. Kurz und gut, die Fabrik wurde ins volkreiche Selental verlegt und die Doggenmühle verpachtet. Lange feierte sogar die Mühle. Der alte Eigert, der darauf saß, ließ lotteln und schlampen. Voriges Jahr starb er. Dies Frühjahr ward es nun auf einmal lebendig in der Doggenmühle. Professionisten rückten an, und Haus und Mühle wurden repariert. Und dann zogen eines Tages die neuen Pächter ein: zwei Brüder mit der Mutter. Haller heißen sie und sind heimatrechtig droben auf dem Berge in Mtberg. Der eine ist von Beruf Müller, der andre Landwirt. So klappert nun das Mühlrad wieder im Doggen hinten, und einige Male in der Woche führt der Müller selber das weiße Brot Gemeinde auf und ab zu den Kunden. Und man muß sagen, ein appetitliches, schmackhaftes Brot backen sie, und Pauli, der Müller, ist bei dem Weibervolke sehr gut angesehen.“

Ein vielsagender Blick flog bei den letzten Worten zu Seng hinüber, die aber bloß etwas hochmütig die Lippen kräuselte.

„Und der eine ist nun schon Beistand geworden?“ fragte ein junger Bursch, lange und fast mitleidig die Hochbühlstöchter betrachtend. „Haben sie Vermögen?“

Hanskaspar schüttelte lächelnd den Kopf. Frau Elisabeth aber sagte:

„Soviel man weiß, nicht viel oder gar keins, aber das geht uns ja nichts an; wenn man so eine Witfrau ist, muß man froh sein, wenn es nur einer übernimmt, der allenfalls weiß, wie man einen Stier einschirrt. Und ein guter Bauer sei er, der Wolfgang Haller, der Franz selig hat es oft gesagt, er sei verständig und sehr schön zum Vieh.“

Eine Weile hörte man nur das Geräusch von Messern und Gabeln und emsigem Schmausen. Dann meinte Hanskaspar in gleichmütigem

Tone: „Nähm mich nur wunder, was diese zwei Brüder auch für eine politische Farbe haben. Man wird, glaub ich, nicht recht klug aus ihnen. Sie lesen beide Zeitungen; aber der Pauli, dem ich einmal ein bißchen auf den Zahn fühlen wollte, behauptete, sie hielten den „Voten“ wegen seiner regelmäßigen Mitteilungen über die Mehl- und Getreidepreise, die „Samstagszeitung“ aber um ihrer belehrenden Aufsätze über die Landwirtschaft willen. Sonst hat man auch noch nicht viel gewahrt, auf welcher Seite sie etwa stimmen.“

„Hoffentlich sind sie konservativ,“ wari der Pfundvogt Brüler ein, der zwar derbe Bauernzüge hatte, doch auch ein wohlgerundetes Wächlein, ein Zeugnis dafür, daß sein Inhaber die Politik nicht so hitzig betrieb, daß sein Appetit gelitten hätte.

Frau Elisabeth entgegnete eifrig, daß sie wenigstens die Müllerleute zur Kirche gehen sehe, „es werden wohl keine völligen Heiden sein.“

„Und wenn es auch Freigesinnte wären, so kann Wolfgang doch ein rechter Beistand sein,“ sagte jetzt Seng, den Teller energisch von sich schiebend. „Daß der Better auch immer mit dem dummen Politik kommen mußte!“

Hanskaspar erkannte gleich, was er bei seiner hübschen Base verdröben hatte und daß auch seine Schwester Elisabeth den Kopf auf jene Art schief in den Nacken warf, die er sehr gut kannte. Unter ihrem grauen Scheitel regte sich der Sturm. Mit den reichen Verwandten durfte man's nicht verderben. Zu seinem Schrecken bemerkte Hanskaspar auch erst jetzt, daß Elisabeth noch keine Speise berührt hatte.

„Aber um Gottes willen, Elisabeth,“ rief er, zu ihr hineinend, „warum issest Du denn nicht? Bist Du nicht wohl?“

„Oh,“ erwiderte sie, mit ihren großen Augen vorwurfsvoll ihn messend, „was denkst Du auch? Wie sollt ich zum Essen aufgelegt sein, da man meinen Mann begraben hat? Noch für keine zwanzig Rappen habe ich genossen, seit er tot ist. Ist es wahr, Kinder, oder nicht? Und zudem jetzt, da Du derart unsern Beistand heruntermachen willst. Ich weiß wohl, daß Du schon darauf angespielt hast, die Doggenmüllers seien freigesinnt, weil ihr Vater es gewesen. Was geht mich aber das an? Ich bin auch noch da auf dem Hochbühl, und würd schön abfahren mit dem verfluchten Liberalsein, das würd ich.“

(Fortsetzung folgt.)

¶

Die Baukunst der Kinder.

Ein Beitrag zur Arbeitserziehung. Von Heinrich Pralle.

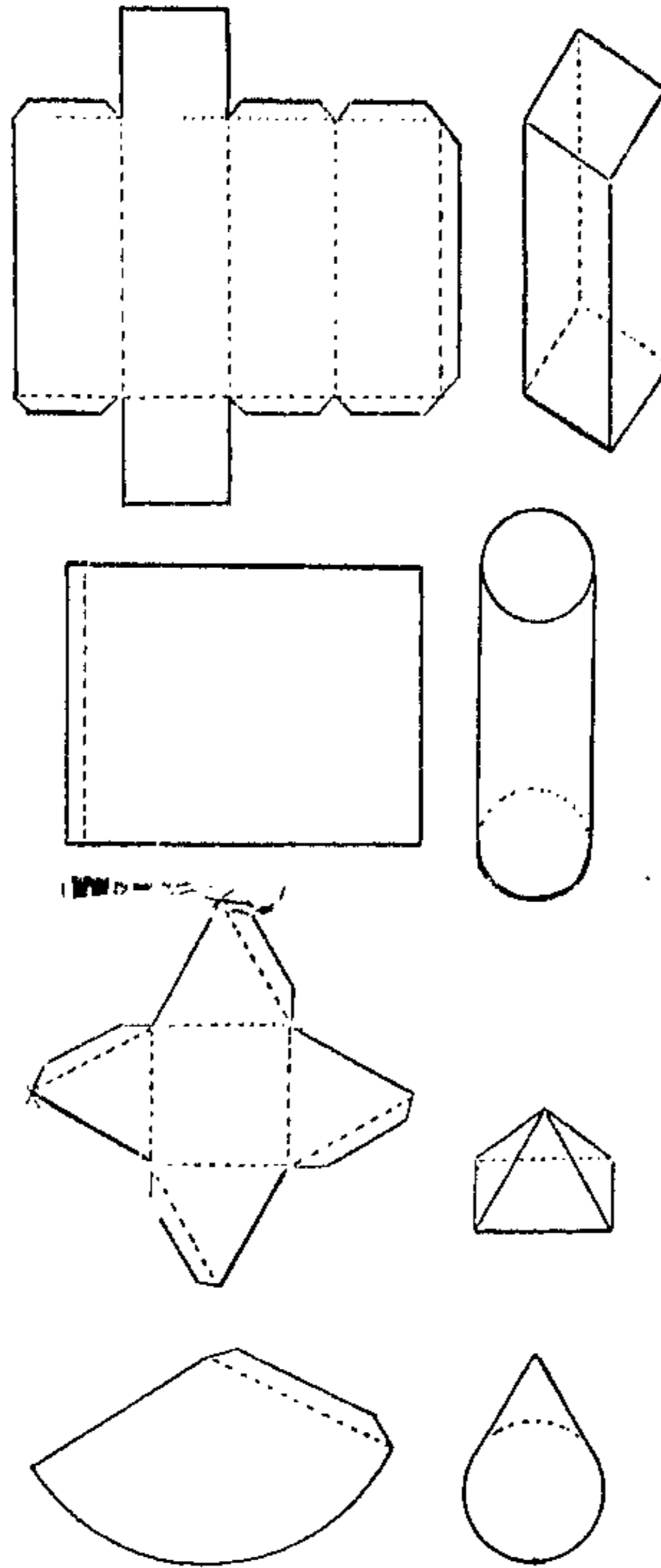
Auf verschiedenen Kongressen sowie in Schriften ist von Schulmännern und Behörden klar nachgewiesen, daß, ohne die Ausbildung des Kindes zu beeinträchtigen, ein Abschneiden gewisser Lehrpläne im Interesse des Arbeitsunterrichts wünschenswert erscheint, und daß dieser Arbeitsunterricht nicht als Lehrprinzip, sondern als Lehrfach der Schule anzugliedern ist. So gut wie in der Schule eine Sing-, Turn- und Zeichenstunde haben, ebenso verlangt der Arbeitsunterricht eine Sonderstunde, wenn er nicht, so nebenbei betrieben, zur Spielerei und Puscherei ausarten soll. Nur durch Sprengung der engen Regeln werden im Kinde Kräfte lebendig, die solche Arbeiten schaffen, wie sie unsere Bilder zeigen, die die Ausführungen des beigegebenen Auftrages näher erläutern werden. Alle Eltern und Freunde unserer Kinder sollten deshalb diese wichtige Erziehungsfrage recht oft und eifrig besprechen und die Idee des Handfertigkeitsunterrichts und seiner Bedeutung für das praktische Leben von Haus zu Haus in weiteste Kreise tragen. Auf einem der Bilder sehen wir zwei Türme

und ein Haus aus einfachem weißen Papier zusammengeleget. Würden wir nun in altschulmeisterlicher Weisheit vom Zylinder, Kegel, Pyramide, Prisma usw. sprechen, dann wäre die Erstarrung der kindlichen Witzbegier da. Lassen wir dagegen die Kinder sprechen, damit sie die Dinge benennen und in ihre Welt verleben, dann wird die kalte Form des Kiegels lebendig, es entstehen daraus Kreisel, Trichter, Sprachrohr, Clownhut usw. Wie lustig die Gestaltungs- und Verwendungskunst der Kinder ist, zeigt ein anderes Bild. Freigiebig und wagemutig in der Farbenanwendung, feil und frisch im Formenzusammenbau verwandelten sie die nichternen Formen der ersten Vorlage. Nun atmet alles Leben und Freude. Um den Kindern unter Beihilfe der Eltern die Selbstbauten zu ermöglichen, füge ich noch einige Zeichnungen bei. Erklärende Worte folgen hierzu nicht, da die Zeichnungen selbst schon deutlich genug sprechen und dem Kinde etwas persönliches Nachdenken übrig bleiben soll. Es fällt den Zungen gar nicht schwer, Papier oder leichten Karton derart zusammenzufügen und, hierdurch angeregt, Neues zu schaffen. Es sei noch bemerkt, daß die Türen, Fenster und das Gebälk in farbigem Papier ausgeschnitten und aufgeklebt sind. Nur nicht mit den Farben geizen, denn sie beleben erst den Arbeitsunterricht nach vielen Richtungen!

Wie weit solche gebotene Beispiele Kinder zu beeinflussen vermögen, dürfte in einem anderen unserer Bilder zu sehen sein. Die Aufgabe lautete, einen in unmittelbarer Nähe unserer Werkstatt liegenden Stadtteil in farbigem Karton darzustellen. Da es sich um eine Gemeinschaftsarbeit handelte, war eine Beratung der Arbeitsgruppe erforderlich; man einigte sich dahin, den Kirchplatz in Barmbeck zu wählen. Nun würde derjenige, der nach einer naturgetreuen Wiedergabe suchte, nicht auf seine Rechnung kommen. Es handelt sich hier um eine Gedächtnisarbeit, eine Darstellung, die vom summierenden Blick des Kindes, der nur das Wesentliche aufnimmt, aber allen wichtigen Anhang unberücksichtigt läßt, lehrreiche Worte spricht. Die Kinder wußten, daß auf dem Platz eine Kirche steht, aber niemals wurde es die gotische Kirche mit ihren vielen Gliederungen und Nebentürmchen, sondern wir finden bei genauer Untersuchung die Formen nur in einer anderen Zusammensetzung wieder, und so wurde aus der gotischen Kirche eine echt niederländische Dorfkirche. Auch bei dieser Arbeit fand die Farbe fröhliche Anwendung. Die roten Dächer, das braunrote Gebälk, die aus grüngefärbten Schwämmen charakteristisch dargestellten Bäume, das aus buntem Papier gefertigte Mosaikmuster des Kircheneinganges: alles zusammen spricht vom künstlerischen Willen des Kindes. Kirchgänger, Fuhrwerk und die auf dem Bauernhof herumlaufenden Gänse spazierten nach und nach unter dem sicheren Scherenschnitt der Kleinen hervor. Hinter der Kirche, wo der Osterbeckkanal fließt, wurde eine Brücke erbaut und das Wasser mit Kohlschoten (Röhren) und Schwänen belebt. Eine weitere, besonders für das Kind des Nordens lehrreiche und wissenswerte Arbeit und Anschauung sehen wir in einigen anderen unserer Abbildungen. Wir haben es hier mit einer klaren Nachahmung, dem Urtyp des niederländischen Bauernhauses, zu tun. Da finde ich in Hamburger Schullesebüchern unter Erzählungen: „Ein Tag auf einem Marschhofe“ von Allmers und „Die Sturmflut“ nach Mügge. Beide enthalten wertvollen Lehrstoff, um ein Stück norddeutschen Bauernlebens kennen zu lernen, aber um es ganz zu verstehen und auf ewige Zeiten festzuhalten, genügt das Wort nicht allein, auch nicht die passive Anschauung durch einmaligen Besuch eines Bauernhauses, sondern nur die Tat der praktischen Darstellung, wie sie unsere Bilder

wiedergeben, vermag festwurzelnd bleibende Kenntnisse zu vermitteln. Jetzt erst dringt das Kind in die über dem Bauernhaus liegende geheimnisvolle Poesie ein. Jeder Raum und Winkel, Hausrat und Ackergeräte erscheinen in ihrer zweckmäßigen Anordnung und Form dem Kinde klar und verständlich. Nun erst hat es das Bauernhaus, die Urstätte väterlicher Wohnweise, in vollem Umfange so erfasst, daß es eine folgerichtige Fortentwicklung verstehen kann.

Das Bauernhaus in unmittelbarer Umgebung Hamburgs dürfte mehr oder weniger an der ursprünglichen Form, durch allerhand Einflüsse und Verdrängung des Hausrats eingebüßt haben; um darum ganz sicher zu gehen, besuchten wir das Altonaer Museum, studierten und zeichneten dort nach den ausgestellten Modellen. Aber auch in diesem



Netze (Prisma, Zylinder, Pyramide, Kegel usw.)

Falle ist unser Bau keine schematische Nachahmung, sondern wir wollten nur den unverfälschten Charakter des niederländischen Bauernhauses kennen lernen, im übrigen drückt die Ausführung des Gerätes und Einzelheiten des Hausbaues das persönliche Wollen meiner kleinen Arbeiter aus. Selbstgemachte Beobachtungen auf dem Lande wurden bei dieser Arbeit wieder lebendig; und so trug ein jeder Einzelheiten origineller Art zusammen, um sie dem Ganzen harmonisch anzugliedern.

Zuerst zeichneten wir den Grundriß, ein langgestrecktes Rechteck mit seinen Einzeleinteilungen. Hierbei wurde erwähnt, daß der Bauer früherer Zeiten mit seinem Vieh ohne Raumtrennung unter einem Dach hauste. Mit den steigenden Erkenntnissen und Lebensbedürfnissen schuf er sich dann allmählich Sonderräume. Unser Haus ist eingeteilt in Diele (Hof), mit den seitlich liegenden Stallungen,

Herbstställe mit dahinter eingebautem Wohnraum des Bauern und den Vorkamern (Mäde und Vorratskammern).

Wir sind nicht den ältesten Bauweisen gefolgt und haben auch kein Lehmstakwerk, sondern ein Fachwerk mit Ziegelsteinmauerung gebaut.

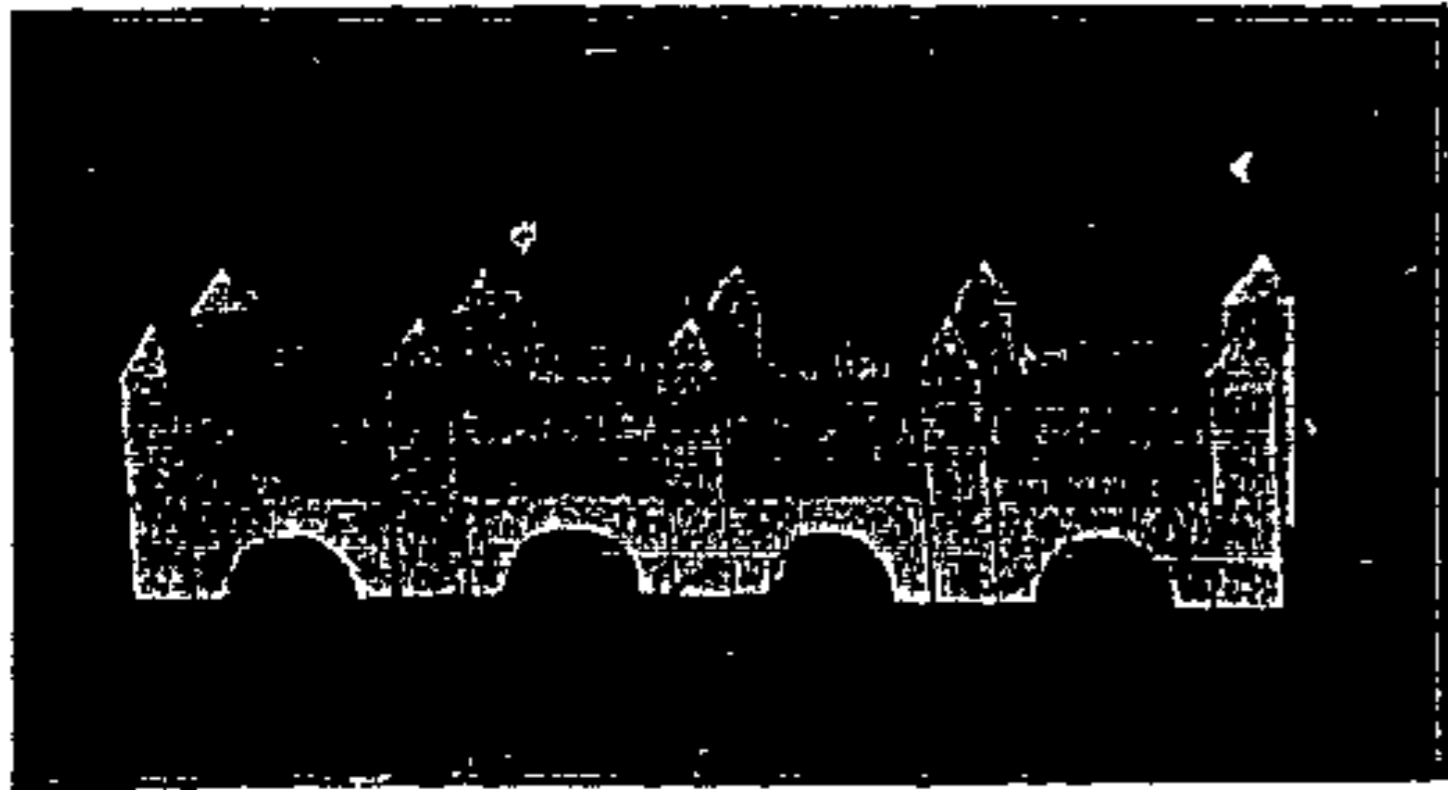
Der Dachstuhl wird nicht von den umgrenzenden Mauern, sondern ausschließlich von dem inneren Vertikalgebälk getragen; dieses ist eine wohlüberlegte Bauweise, hervorgegangen nämlich aus den den Küstenbewohnern drohenden Wassergefahren der Ueberflutungen und Springfluten. Wenn letztere auch die Umfassungsmauern gewaltiam fortrissen, so waren die auf den Boden geschichteten Bewohner doch nicht völlig dem sicheren Tode geweiht, wenn der Dachstuhl auf den fest eingesetzten Tragbalken ruhte und diese dem Wasser keine große Angriffsfläche boten.

Als Baumaterial benutzten wir Holz, Gips, Zement, Draht, Nägel, langhalmiges Gras, kleine Pflastersteine und Farbe. Eine Fülle von Materialeigenschaften lernten wir bei der Verarbeitung kennen, sowie Arbeitsarten und Dinge, die ungesucht, lediglich aus dem Zweck herauswachsend, uns als selbstverständlich und berechtigt erscheinen mußten.

Wir konnten leider der Tradition nicht folgen und das Ständerwerk aus Eichenholz fertigen, da dieses wegen seiner Härte der Kinderhand unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellte. Auch mußten wir wegen Mangels einer Hobelbank fertige Leisten aus Kiefernholz dazu nehmen. Die Grundfläche des Gebäudes beträgt 50x75 Zentimeter, die Arbeitsdauer sieben Monate, ein glänzender Beweis für die durch den Arbeitsunterricht gestählte Willenskraft und Ausdauer. Wir führten möglichst alle Arbeiten in echter Handwerksart aus, nur hier und da waren wir durch Umstände gezwungen, abweichen zu müssen. Als erste Aufgabe galt uns, einen regelrechten Zimmerplatz anzulegen, um das Gebälk des Fachwerks regelrecht zu bemessen und verbinden zu können. Das Messen, Berechnen und Einrichten der Hölzer gaben unzählige Gelegenheiten für Denken und Wissen sowie für die Handgeschicklichkeit, Proben des Erlernten abzugeben. Schliche, Zapfungen und Ueberblattungen wurden zwecks der Holzverbindung hergestellt; sie erzählten uns von den Gesetzen der Steil- und Tragkraft. Nachdem das Gebälk zusammengefügt war, mußten wir, da wir dieses Mal noch nicht mit Steinen mauerten, Mittel suchen, die Mauerung veranschaulichen zu können. Wir benutzten hierzu Gips, da derselbe aber nicht ohne weiteres zwischen dem Gebälk halten würde, so galt es Möglichkeiten zu finden, diesem Uebel zu begegnen. Die alte Lehmstakwand und der moderne Eisenbetonbau gaben uns helfende Fingerzeige. Wir schlugen zu diesem Zweck in das Gebälk kleine Nägel und stellten durch dünne Drahtumwickelungen ein regelrechtes Geflecht her, mit diesem verband sich dann später der hineingegossene Gips und bildeten eine feste Wand. (Auch an dieser Stelle wurde über die Anschließung der Körper sowie über die Bindekraft manches wissenswerte Wort gesagt.) Jetzt galt es, das Ziegelsteingemäuer naturgetreu nachzubilden. Zu diesem Zwecke überzogen wir die weiße Gipswand mit roter Farbe und kratzten dann mit spitzen Stiften die verschieden gemusterten Steinlagen hinein. Unsere Abbildungen lassen die lustigen Steingruppierungen deutlich erkennen. Wir haben es hier mit einer Biertechnik zu tun, die von dem edlen und künstlerischen Geschmack älterer Bauweisen ein deutlich Wort reden.

Das Bauernhaus in den Vierlanden bietet hierin ganz besonders Schönes, aber auch in anderen Orten, selbst an alten Fachbauten Hamburgs begegnen wir der Mosaikmauerung. An der Giebelwand der Toreinfahrt unseres Hauses sehen wir neben der Kofettenmauerung auch den

Donnerbesen und die Windmühle, zwei dem Aberglauben entstammende Wahrzeichen. Der Donnerbesen sollte das Haus gegen Blitzschlag schützen, während die Windmühle vor der Brotnot bewahrte. Eine weitere Technik, das „Sarracino“, welche wir auch an den Hauswänden sowie im Innern, besonders an der Herdstelle, in Bierlanden sehen, wurde an unserem Bauernhaus in origineller Weise verwendet. Auch das sehen wir auf einem unserer Bilder. An der Längsfront, seitlich des Lüreinganges, sind Bienenkorb und krähender Hahn angebracht, Sinnbilder des Fleißes und Frühaufstehens. Zum Schluß bekam das Gebälk einen weißen Anstrich, die Wände wurden aufgerichtet und miteinander verbunden. Jetzt schritten wir zur inneren Raunteilung, die Stallungen, Diele (Flet) und Wohnräume entstanden durch Errichtung von Gebälk und Wänden. Alles wurde reiflich erwogen, um die Räume ihrem Zwecke entsprechend gestalten zu können. Nach diesem kam der Dachstuhl. Ein Sparrendach, von dessen hohem First sich die langen Sparrbalken steil herabsenken. Durch die Abdachung der Giebel bekamen wir den Walm und über der Lureinfahrt den Galben- oder Krüppelwalm. Das Dach gehört, wie wir bereits erwähnt, in die



Die aus sechs Formen gegossene Brücke.

Klasse der stehenden Dachstühle; eine Lagerung auf den Grundmauern findet nicht statt. Als Eindeckung benutzen wir gespaltenes Naturholz als Dachlatten, auf welche das langhalmige Gras (Strohersatz) mit dem Wurzelende nach unten liegend schichtweise übereinander mit Draht verbunden wurde. Die oberste Walmspitze erhebt als Krönung die Giebelhaube mit dem darin befindlichen Rauch- oder Uhlenloch; es werden hier als Schmuck groteske Tierköpfe, aber auch andere Motive, wie z. B. in Bierlanden die Maiblume verwandt. Nachdem das Haus fertig war, galt es die Inneneinrichtung zu schaffen sowie Menschen und Tieren eine Unterkunft zu bieten. Die Ställe bekamen ihre Futterstellen und frische Streu. Dann wurden aus Holz Pferde, Kühe und Schweine gefertigt und farbig bemalt. Um die kindliche Phantasie nicht einzudämmen und irrezuführen, gaben wir den Tieren volle Körper und vier Beine, hierdurch vermieden wir jede falsche Vorstellung. Dann kam die Ausstattung des Flet, was gleichfalls auf einem unserer Bilder anschaulich gemacht ist. Da sind die beiden gemauerten, mit einem Schwibbogen versehenen Herdstellen, der Schrank (Schap), Tellerbort und Truhe. Alle Gegenstände sind aus Holz gefertigt und bemalt. Die Punktmalerei bietet, wie die Gegenstände deutlich erkennen lassen, der Bierlust ein großes Feld, ohne in häßliche Ueberladung auszuarten. Den Kindern bereitet die Maltechnik große Freude; sie liegt dem kindlichen Können, entgegengesetzt von Ueberkünstelereien, recht nahe. Außerdem wurden im Flet Wasserbank mit Eimer, Akoz und Beil, Besen sowie sonstiges kleines Gerät untergebracht. An den Stallwänden hängen Sense, Spaten, Sichel, Harke usw.

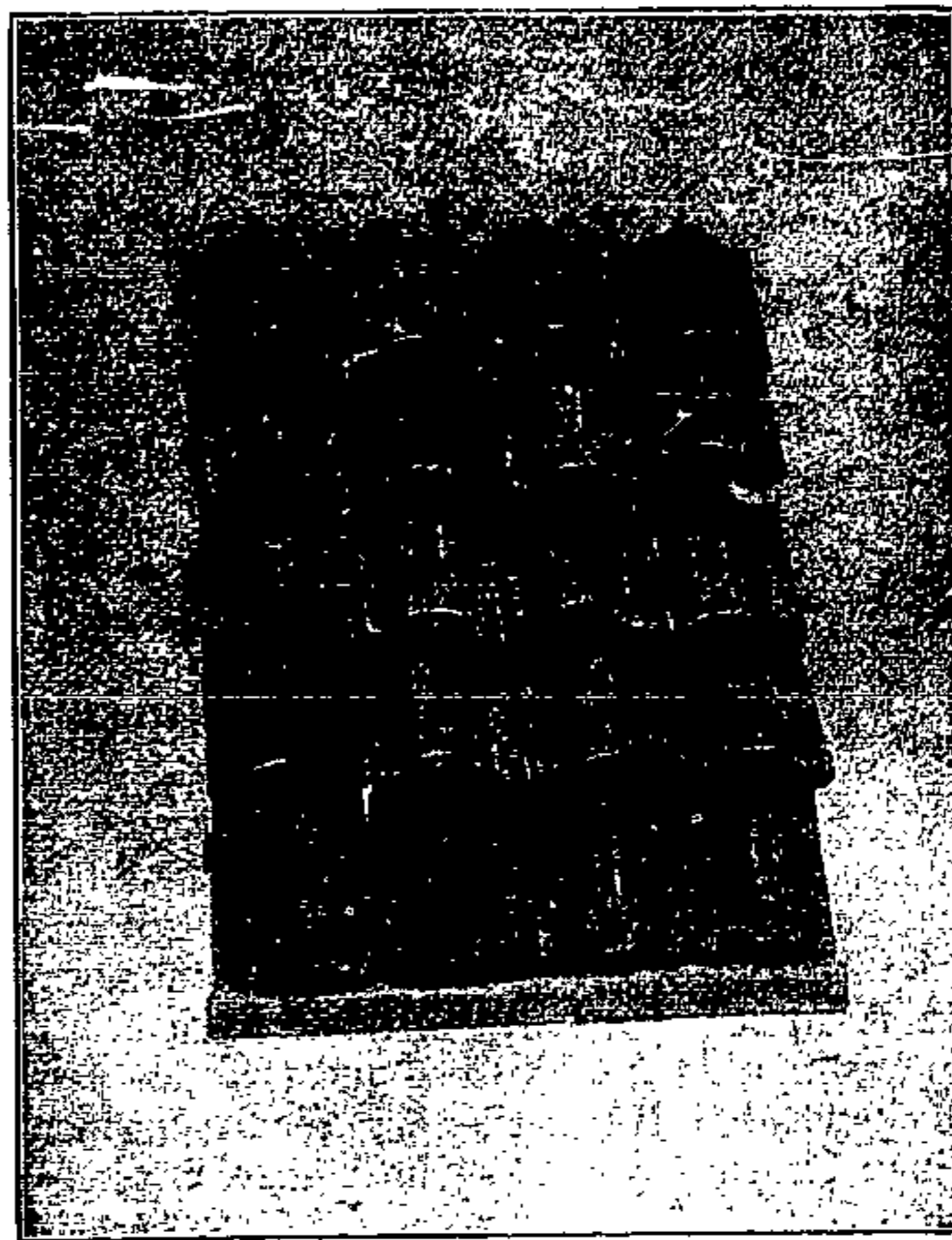
Da kein Schornstein vorhanden ist, so muß sich der Rauch, der oftmals den Aufenthalt in einem Rauchhaus unerträglich macht, andere Ausgänge suchen, er dringt durch die Lüren und

durch das im Walm angebrachte Rauchloch; bei seinem Aufstieg schwärzt er das Ständerwerk und räuchert die auf dem Rauchboden aufgehängten Speckseiten, Würste und Schinken. Nachdem die getrennten Wohnräume eingebaut wurden, verlegte der Bauer seinen Ruheplatz nach der Ofenbank beim Wilegger (Ofen). Eines unserer Bilder veranschaulicht uns die Arbeit von Kinderhand, die Wohnstubeneinrichtung. In



Der Leiterwagen.

der Mitte die im ganzen Norden üblichen Wand- oder Kastenbetten, zwischen welchen eine mächtige Standuhr ihren Platz gefunden hat; bei der letzteren ist der kleine Uhrmacher sehr gewissenhaft verfahren, denn Zifferblatt, Zeiger und Perpendikel sowie das den Schrank verschließende Glas, alles hat seine Verwendung und seinen Platz gefunden. Links und rechts der Standuhr, auf den Schrankbetten, stehen große Schüsseln und Teller in origineller Farbenbehandlung, dem Wohnraum als Wand schmuck dienend. Neben den Kastenbetten sehen wir zwei Truhen, die einzigen Kastenmöbel bäuerlichen Ursprungs, von denen namentlich die mit dem gewölbten Deckel und dem reichen Metallbeschlag den Glanzpunkt der Stube, den Stolz der Bäuerin und die Hauptmitgift der Bräute bildet; die andere Truhe ist in ihrer Zusammenstellung äußerst zweckmäßig, da sie neben dem Dienste als Kastenmöbel gleichzeitig als Sitzmöbel Verwendung findet. Neben dieser steht der hochbeinige Wilegger, welcher durch die Herdstelle geheizt wird. Der kräftige



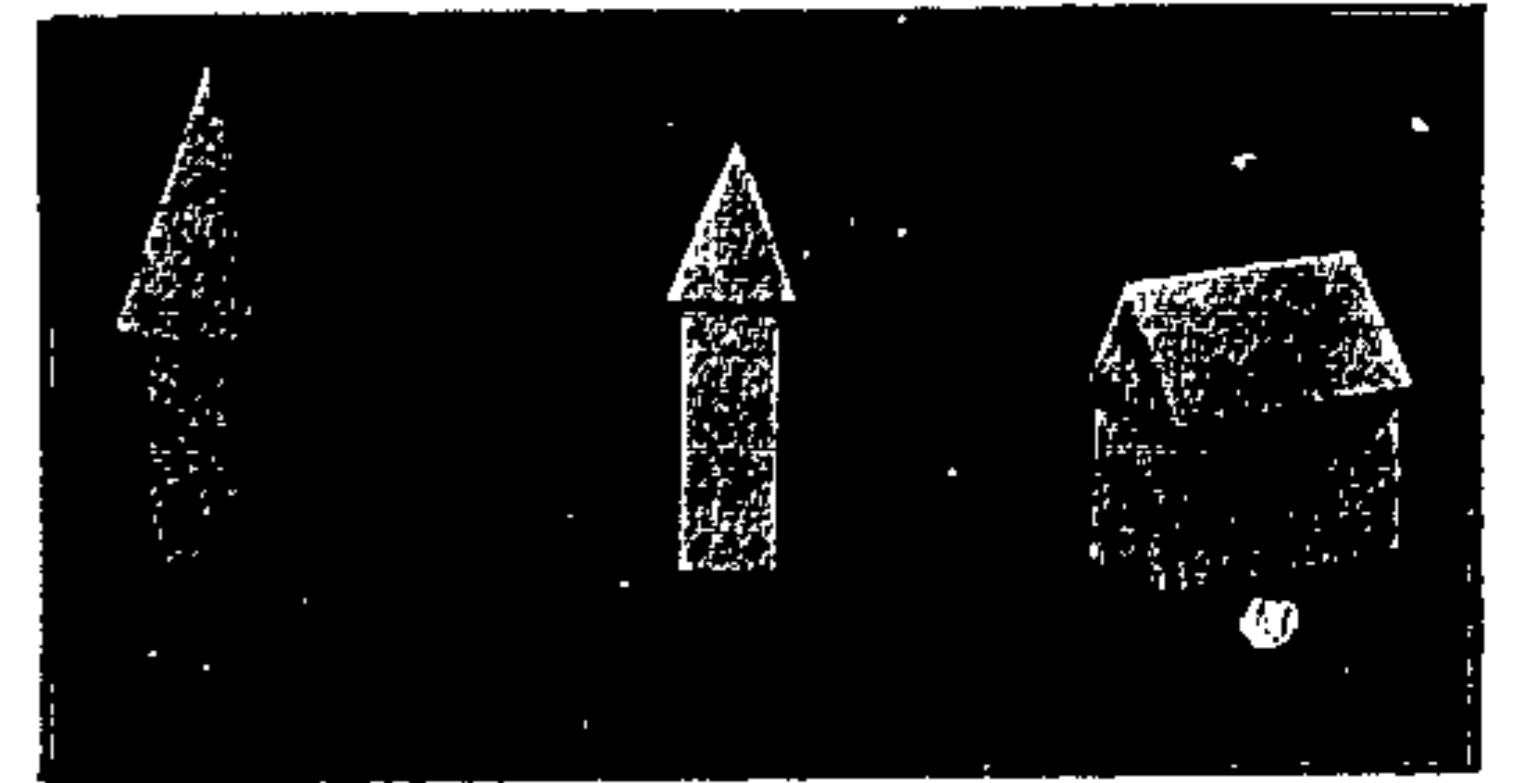
Ein Stück Dach.

Lisch und die starken Stühle sprechen durch ihre Form von ihrer Zweckbestimmung, alle unnötigen Schweifungen und Schnörkelereien, die das bequeme Sitzen unmöglich machen, sind hierbei streng vermieden. Das innere Holzgetäfel der Wohnstube ist braunrot, der Hausrat hellblau mit weißer Punktmalung geschmückt und somit dem ganzen Raum ein harmonischer Farbenanstrich gegeben.

Solche Beispiele, von Kindern selbst ge-

arbeitet, bleiben fürs ganze Leben haften und bieten die Gewähr, daß unserem reformbedürftigen Wohnwesen freudig streitende Pioniere erstehen.

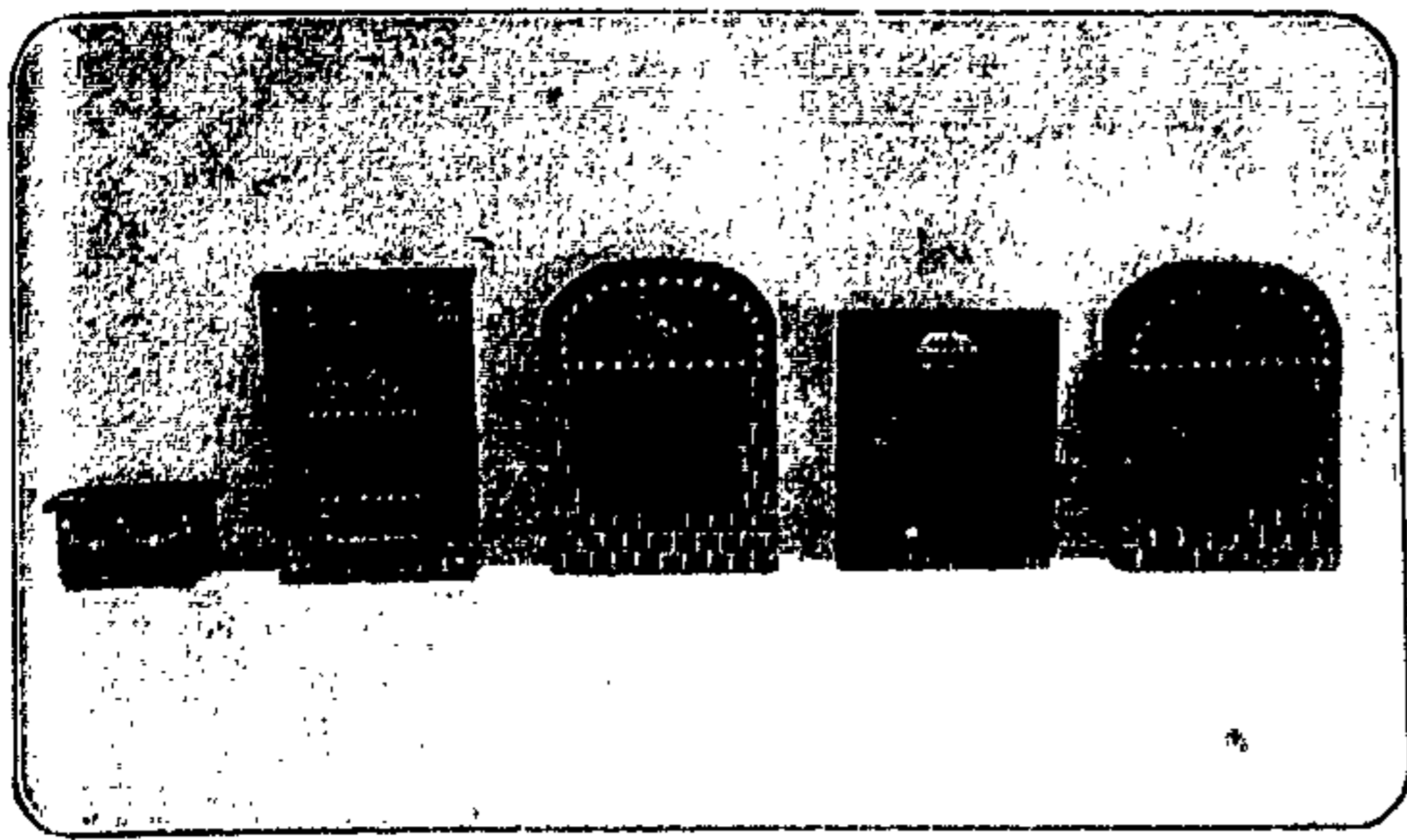
Von dem Hausäckeren wäre noch anzuführen, daß die Türen, Fenster und Fensterläden einen grünen Farbenanstrich bekommen haben und zum weißen Gebälk und roten Gemäuer in einem wohlklingenden Verhältnis stehen. Auf dem von einem weißen Holzsaune eingeschlossenen Hofe sind Ackergeräte, wie Egge, Pflug, Walze, Schlitten, Hundehütte usw. aufgestellt. Vor der Lureinfahrt liegt der unvermeidliche Misthaufen, während der große Viehbrunnen aus sanitären Rücksichten an der hinteren Giebelseite, entgegengesetzt zur Dlingergrube, gebohrt und gegraben ist. Rund um das Haus ist ein sogenanntes Klinkersteinmuster gelegt, damit durch vom Dach herabfallende Wassertropfungen Bodenaushöhlungen vermieden werden. An der Seitentüre steht das Rad, welches zum Aufstellen und Aufhängen des abgewaschenen Geschirrs dient. Man benutzte früher untauglich gewordene Räder hierfür; doch hat sich, trotzdem das Trockengestell längst eine andere Form angenommen hat, die Bezeichnung Rad bis auf den heutigen Tag erhalten.



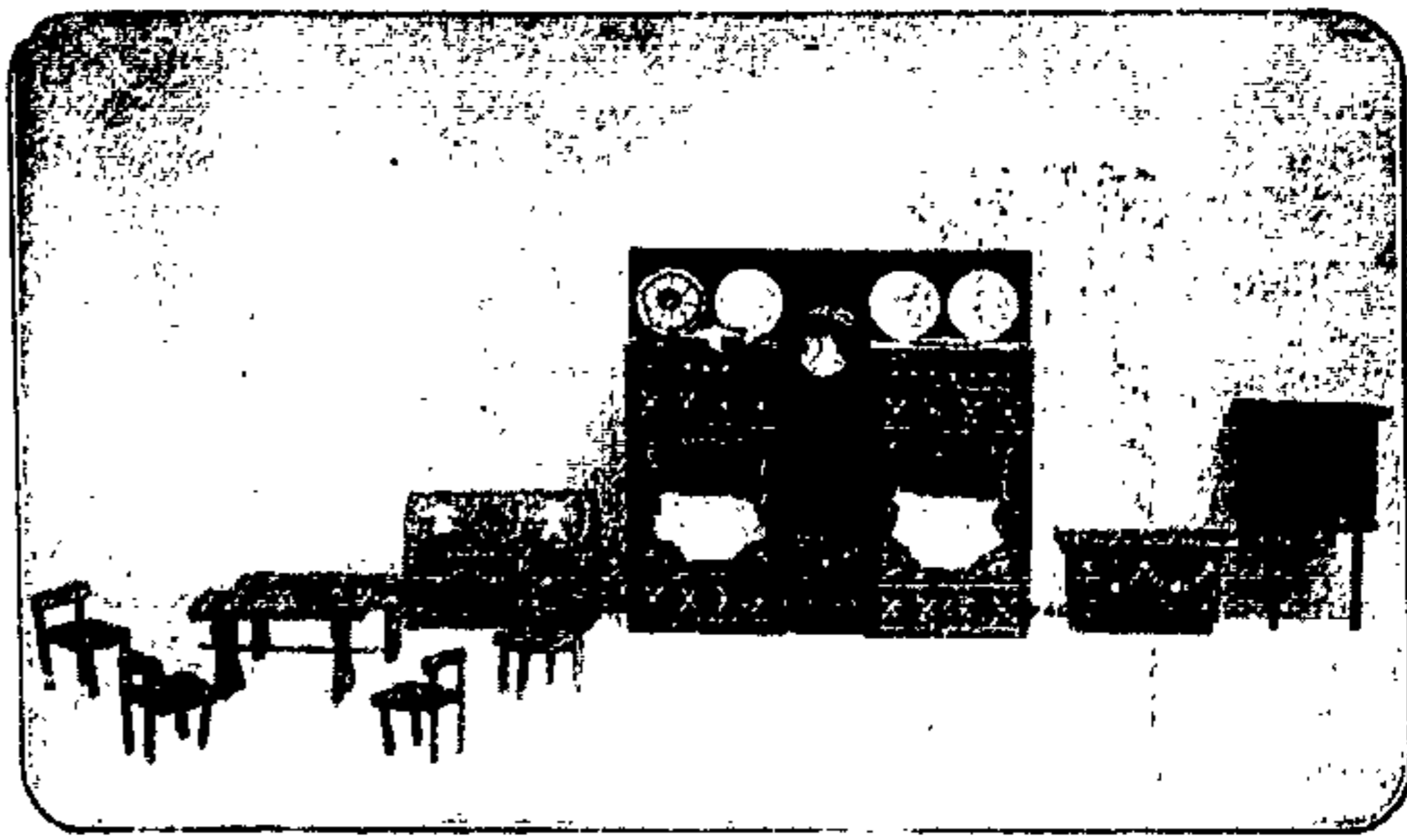
Architekturformen.

Gehen wir die Bilder und das Gesagte nochmals eingehend durch, so müssen wir eingestehen, daß das Kind nicht allein das niedersächsische Bauernhaus auf seine Gestalt und Zweckbestimmung erkannt hat, sondern unzählige Formen, Gesetze sowie technische und künstlerische Möglichkeiten die Hand, Auge und Geist bilden, aufgefogen und ihm ein Erleben an den Dingen selbst im weitgehendsten Maße ermöglichten. Die auf einem der Bilder dargestellte Giebelseite ist stets gegen den Deich gekehrt, während die Lureinfahrt dem flachen Lande zu liegt, um die Erreichung mit Vieh und Wagen zu erleichtern. Ein anderes Bild zeigt einen vom Großknecht geleiteten Leiterwagen, der zur Heuernte fährt. Auch das ist Kinderarbeit, die uns Hoffnung macht, daß ältere Jungen sich und ihren Geschwistern selbst Spielzeuge machen können. Für solche Sachen findet die Bezeichnung Spielarbeit ihre beste Lösung. Da wir absolut keine Plagiatoren sein wollen und das Bestreben des Vorwärtsdringens in uns fühlen, so haben wir, um weitere Techniken und Materialien kennen zu lernen, die Kunststeinarbeit mit in unser Bereich gezogen: das, was dem Kleinsten die Sandformen sind, ist dem Großen das Steingießen. Aber was mußten wir erst experimentieren, bis unter großem Jubel der erste Baustein in tadellosem Guß stand. Eine unserer Abbildungen zeigt eine Brücke aus sechs Formen gegossen, eine andere farbig gegossene Dachpfannen und schließlich noch eine dritte einen Schüler beim Gießen von Bausteinen.

Das Bauernhaus bauten wir, um den Ursprung echt deutscher Bau- und Wohnweisen kennen zu lernen. Unsere neuen Versuche spornen uns an, unter Berücksichtigung des Erlernten neuen Ansprüchen und gesteigerten Lebensbedürfnissen entsprechend zeitgemäß zu bauen. Die nächste Gemeinschaftsarbeit soll deshalb ein modernes Einfamilienhaus sein. —



Herdstellen, Tellerbord, Truhe usw.



Zimmereinrichtung

Vom Kreisfel und seinen Anwendungen.

Von Felix Linke.

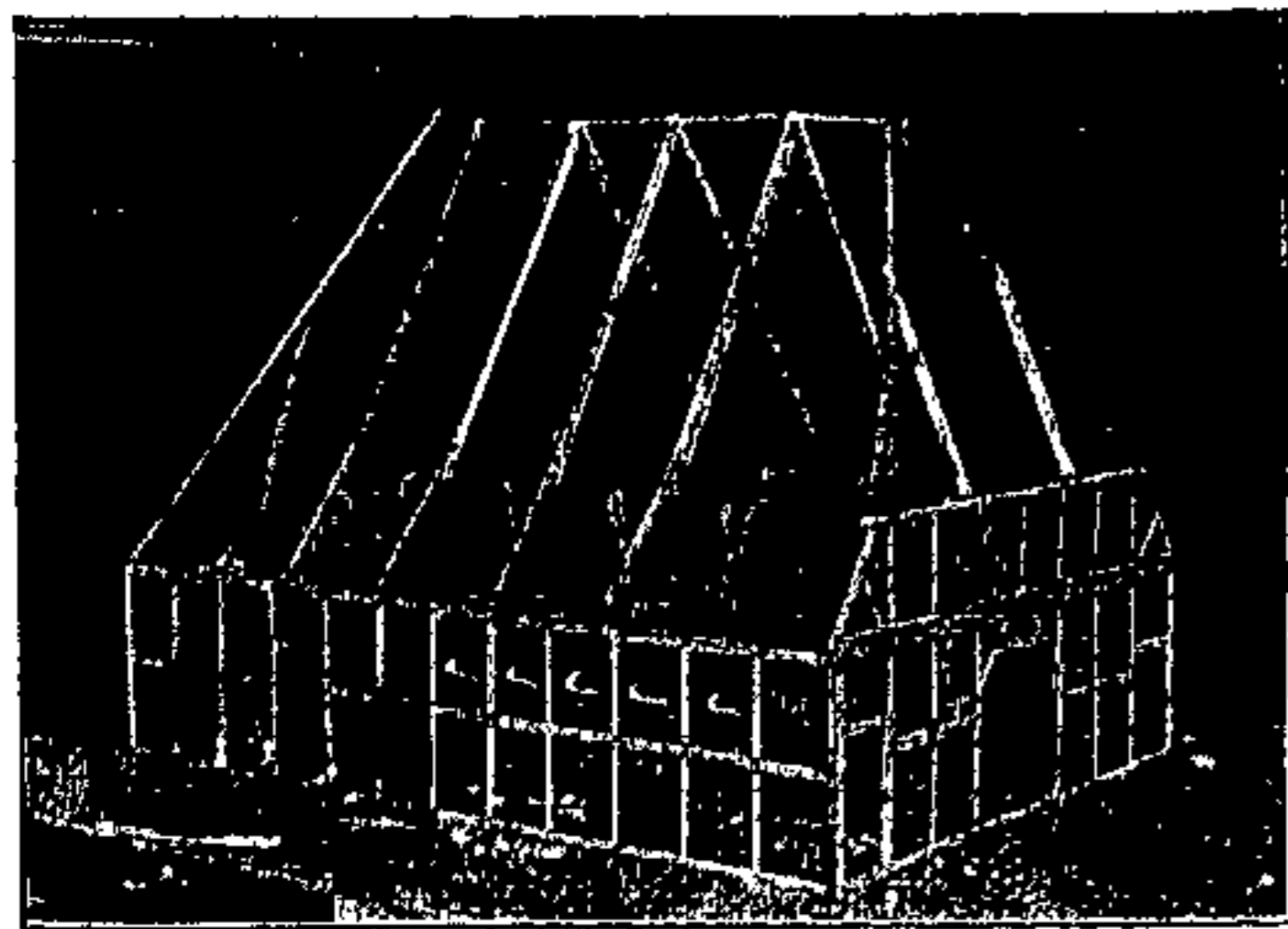
(Fortsetzung.)

Was an dem Beispiel der Erde ausführlich besprochen wurde, findet auf alle anderen Planeten Anwendung. Auch beim Saturn, wo die Abplattung sehr viel stärker ist als bei der Erde, ist sie vorhanden, und der Planet mit seinen Ringen wird zwar während eines Umlaufes um die Sonne — der 10 759 1/4 Tage dauert — seine Lage im Raume fast genau beibehalten (Bild 14), aber im Laufe der Jahrtausende auch eine Präzessionsbewegung zeigen. Ebenso der stark abgeplattete Jupiter.

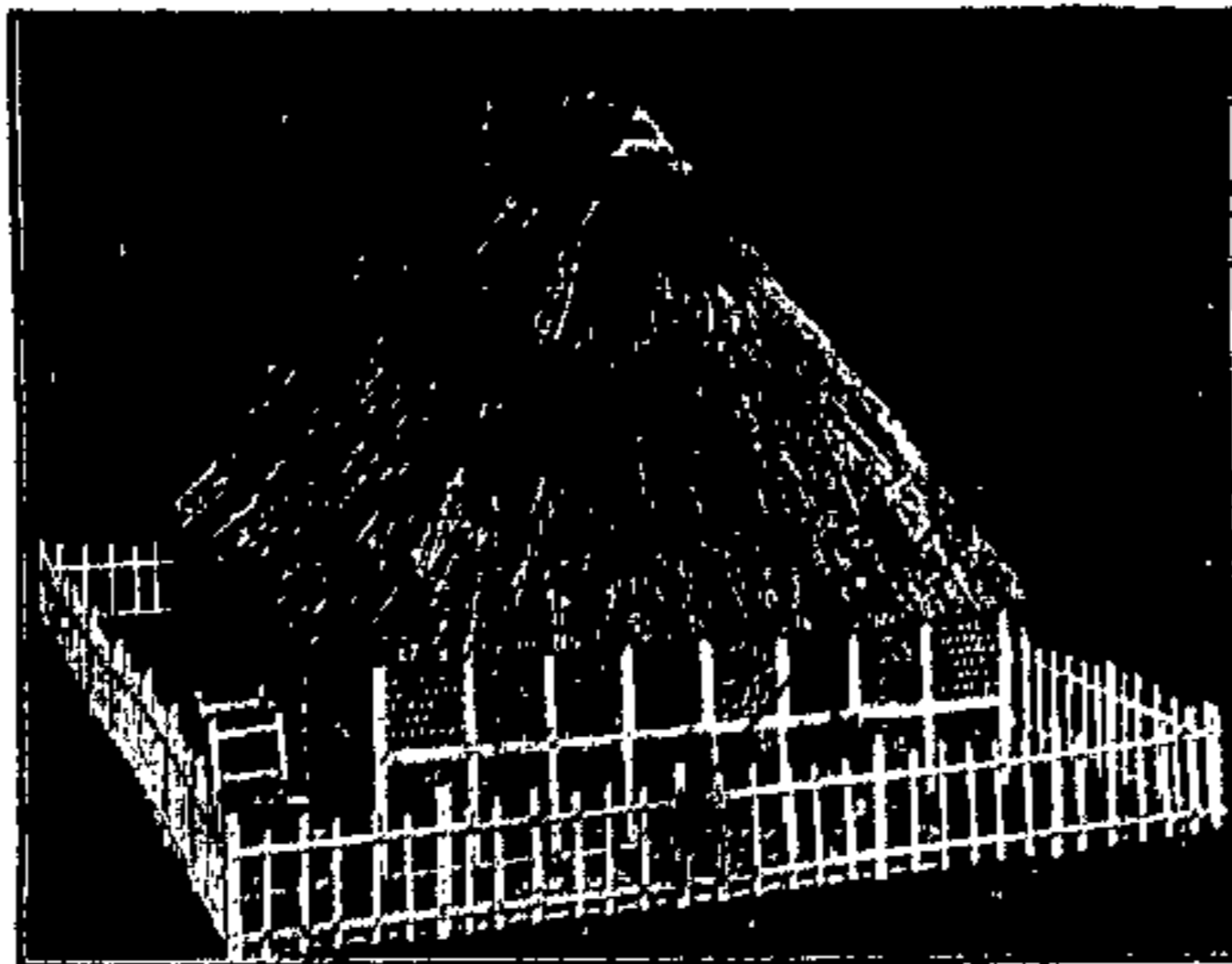
Die Erhaltung der Achsenrichtung eines laufenden Kreisfels wollte Foucault benutzen, um

die vorläufige Entstehung eines solchen. Überall, wo Räder vorkommen, die sich um Achsen drehen, hat man ja im Prinzip einen Kreisfel, ob man will oder nicht. Man kann sich also bei der Benutzung solcher rotierenden Räder der besonderen Kreisfelwirkungen nicht entziehen, da sie eben eine unabänderliche Eigenschaft des Apparates sind. Man hat früher diesen Umstand natürlich unbeachtet gelassen. In neuerer Zeit geht man jedoch zu immer höheren Geschwindigkeiten über und gelangt dabei immer

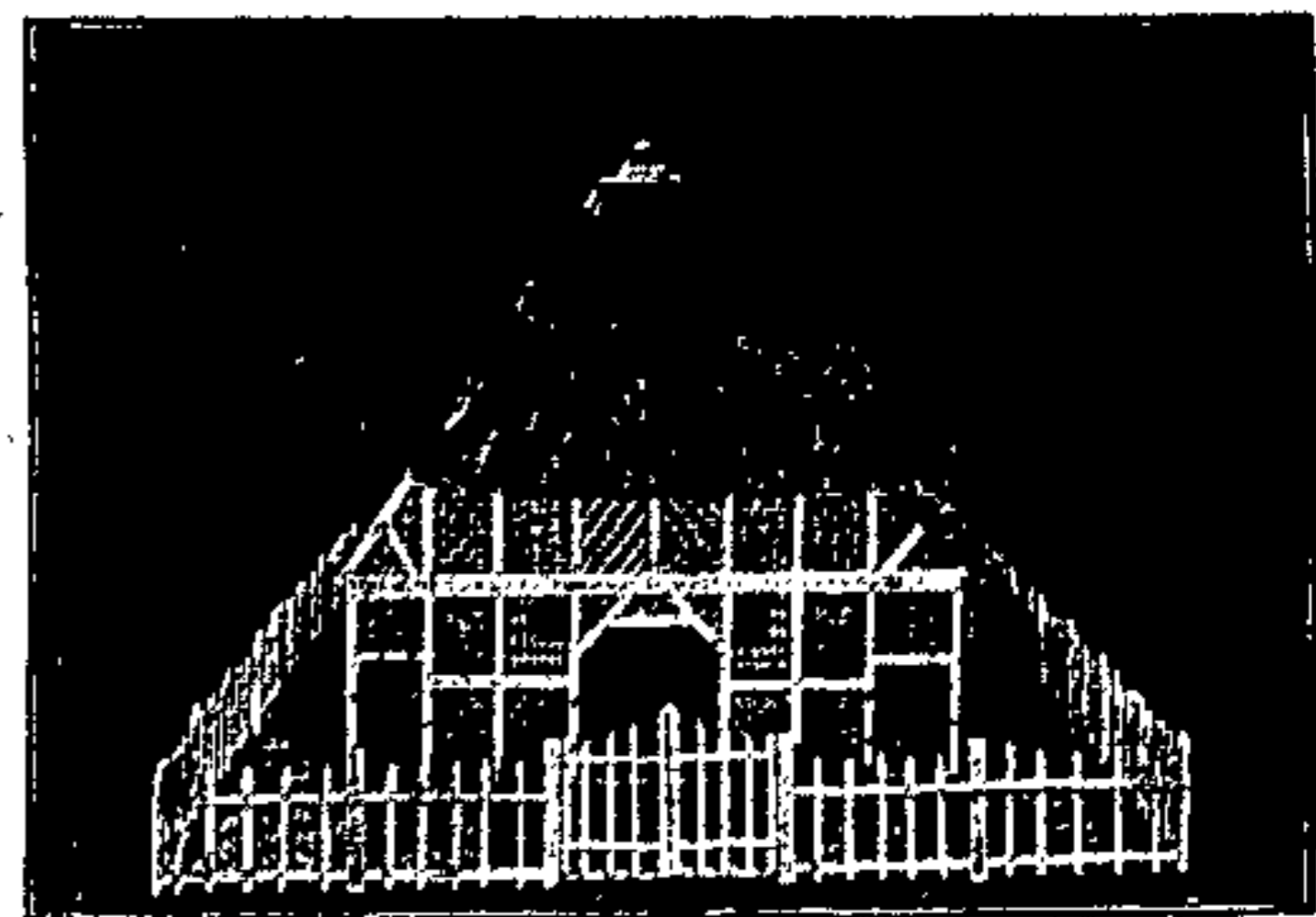
Wirkungen des Kreisfels kann man z. B. sehr gut im Eisenbahnbetriebe beobachten. Gerade hier findet sich ja die Neigung, die Geschwindigkeit immer mehr zu steigern. Und je weiter man diese Steigerung fortsetzt, desto dringender wird auch das Bedürfnis, sich mit dem etwaigen Einflusse der Kreisfelwirkung rollender Räderpaare abzufinden. Wie schon jedes Einzelrad, das auf einer Welle sitzt, einen Kreisfel darstellt, so erst recht ein Räderpaar. Bei ihm ist die Masse ja erheblich größer. Kein Rad hat den gleichen Durchmesser wie ein anderes. Allein schon durch die verschieden schnelle Abwicklung der Räder auf den Schienen treten Schiebungen auf, die sich in einem Druck des Spurfranzes des kleineren Rades auf die Innenkante



Das Gerüst des Hauses.



Das fertige Haus.



Seltenansicht des Hauses.

die Erddrehung zu beweisen, damit er seinem weltbekannten Pendelversuch einen noch besseren Versuch hinzufügen könnte. Ihm ist das wegen der unzureichenden Mittel seiner Zeit nicht gelungen. Erst Gilbert und neuerdings der Münchener Professor Föppl haben den Nachweis der täglichen Erddrehung durch Kreisfelwirkungen mit ihrem Barogyroskop erfolgreich durchgeführt.

Bei den technischen Anwendungen des Kreisfelproblems handelt es sich nicht bloß um die wirkliche und absichtliche Verwendung dieses Kreisfelapparates, sondern vielfach um

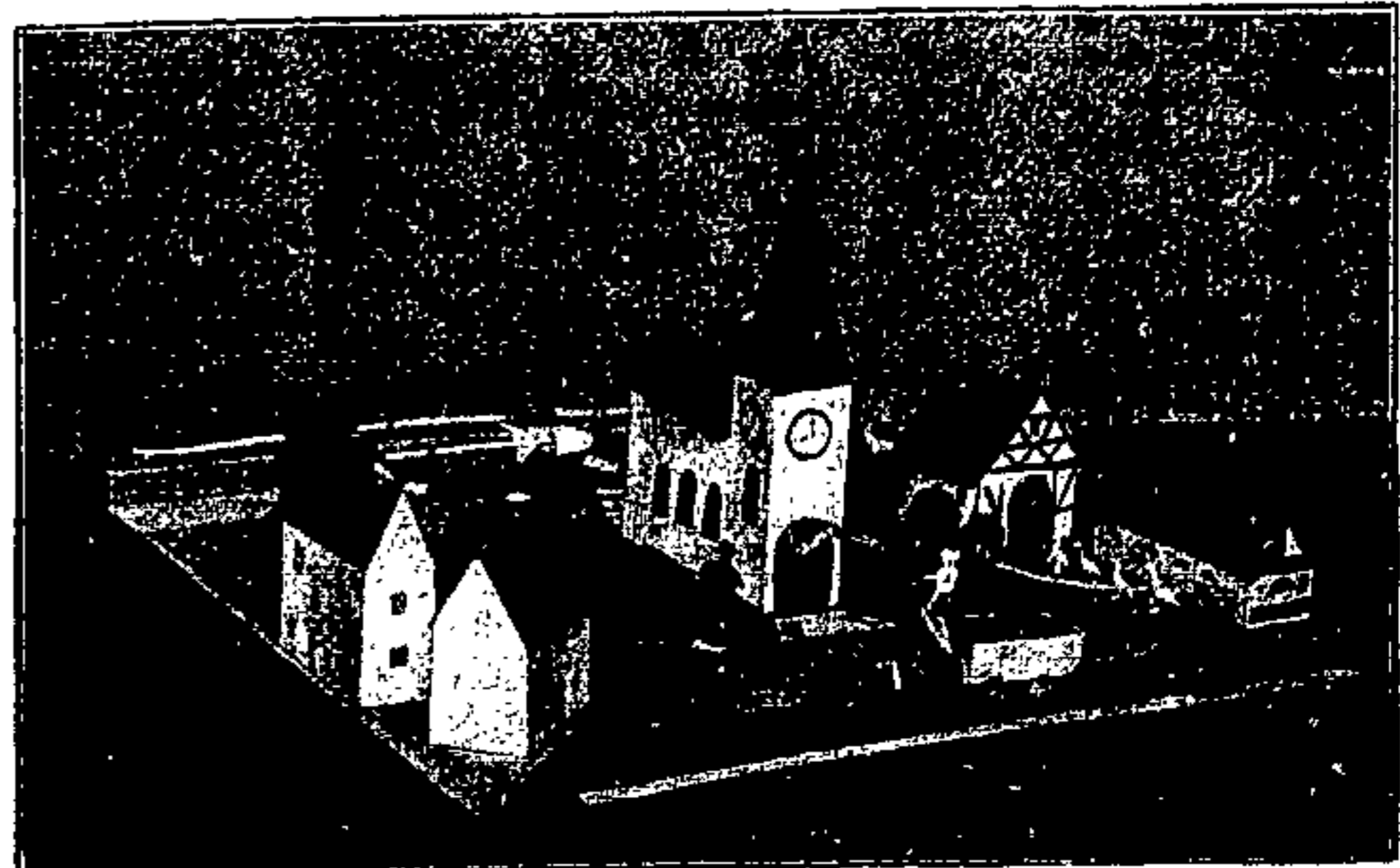
mehr unter den Einfluß von Erscheinungen, die man früher unbeachtet lassen und nicht kennen konnte. Die besonderen Eigenschaften des Kreisfels treten immer mehr in den Vordergrund, je mehr man in der Technik zu schnell-drehenden Maschinen und Maschinenteilen übergeht. Jede schnell rotierende Maschine, bei der die umschwingenden Massen nicht ganz sorgfältig abgeglichen sind, besitzt Kreisfelleigenschaften. Ist sie befestigt, so rüttelt und zerrt sie an den Fundamenten. Sind diese nicht fest genug, so lockern sie sich mit der Zeit, namentlich, wenn die umschwingenden Massen groß sind. Steht die Maschine nicht fest, bewegt sie sich gar wie eine Lokomotive, so zeigt sich häufig ein Schlingern und Schwanken, das bei manchen Maschinen bis zum „Hopfen“ sich steigert.

der betreffenden Schiene kundgeben. Aber das ist noch keine Kreisfelwirkung. Diese tritt vielmehr noch dazu, und zwar in dem Sinne, daß die frühere Drehachse beizubehalten bestrebt wird. Hier wirkt also der Kreisfel ausgleichend.

Anders dagegen, wenn eine Kurve durchfahren wird. Hier unterstützt die Kreisfelwirkung der Räderpaare die Fliehkraft, denn die Achse AB (15. Bild) will ihre Richtung beibehalten und von ihrer Stellung 1-2 in die Stellung 3-4 übergehen und weiter in die Stellung 5-6. Das kann sie aber nicht; sie



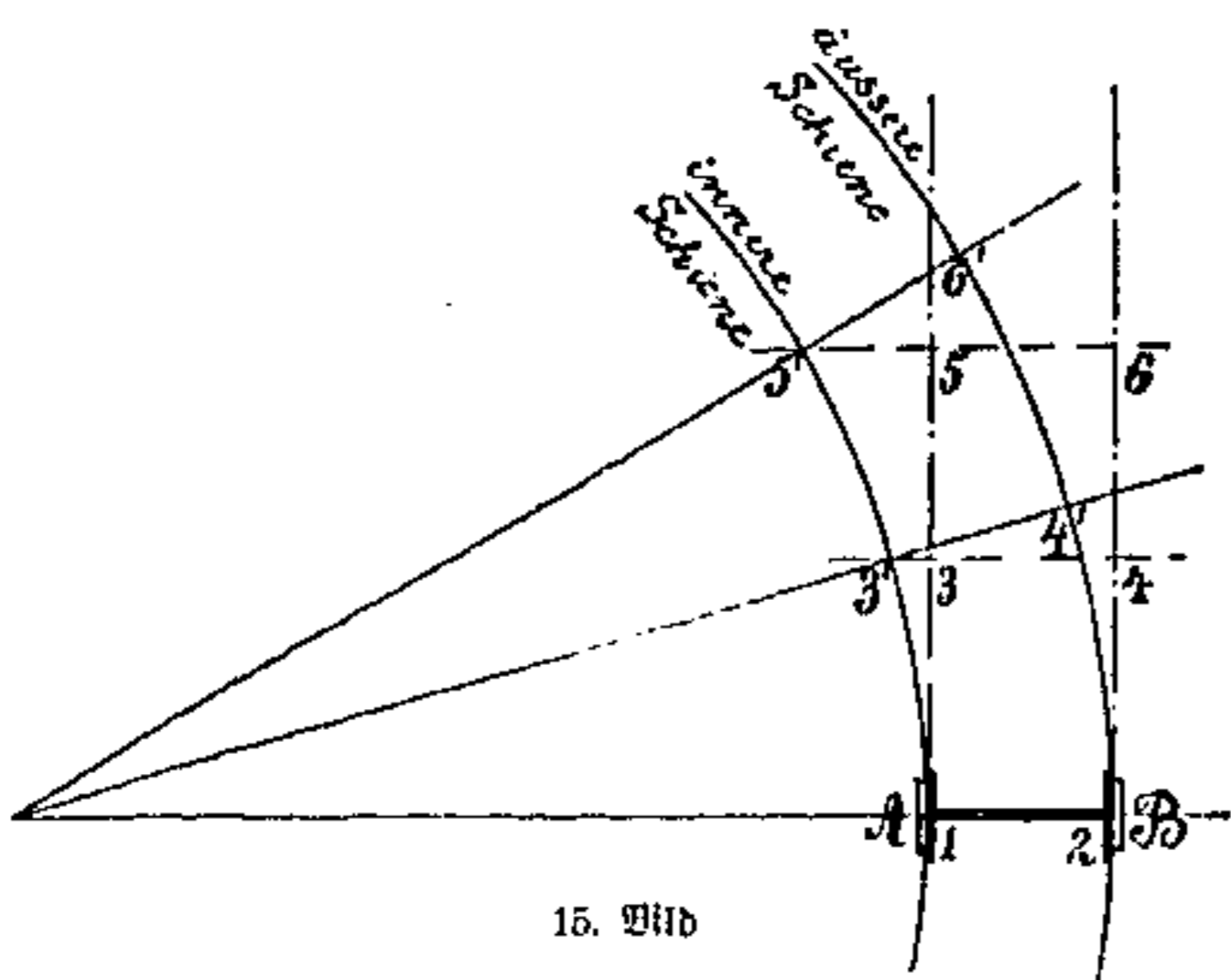
Modelle.



Das Dorf.

wird vielmehr gezwungen, nach 3'4' und nach 5'8' zu laufen. Der Spurkranz B läuft also beständig gegen die äußere Schiene, drückt also nach außen. Das tut auch die Fliehkraft, d. i. die Schleuderkraft, die das Fahrzeug in gerader Richtung $\begin{matrix} 1-3-5 \\ 2-4-6 \end{matrix}$ fortzuführen strebt, so daß sich hier die beiden Wirkungen vereinigen. Um den Wirkungen der Fliehkraft entgegenzutreten, überhöht man die äußere Schiene, so daß das Fahrzeug schräg läuft. Dadurch wird aber die Wirkung der Räder als Kreisel noch verwickelter. Solche Ueberhöhung findet überall da statt, wo Kurven mit großer Geschwindigkeit durchfahren werden sollen, z. B. in Rennbahnen, die eine runde, in sich geschlossene Bahn haben.

Die Kreiselwirkung ist aber, wie eine genauere Untersuchung gelehrt hat, in dem beschriebenen Falle nicht groß. Sie wird erst erheblicher zu Beginn oder beim Verlassen einer Kurve. Dann entsteht eine Kreiselwirkung um die auf den Schienen nach oben senkrechte Richtung und bringt ein Schlingern des Fahrzeuges hervor. Besonders stark werden solche Wirkungen bei Gleisfehlern, bei Ausbiegungen nach der Seite oder nach oben, weil sie kurze und starke Ausdrehungen der Drehachse hervorbringen können. Die Versuche und Probefahrten der Berliner Studiengesellschaft auf der Berlin-Hossener Bahn haben gezeigt, daß solche Kreiselwirkungen in bedenklichem Maße auftreten können und durch einen nicht genügend festen Oberbau noch begünstigt werden. Sie



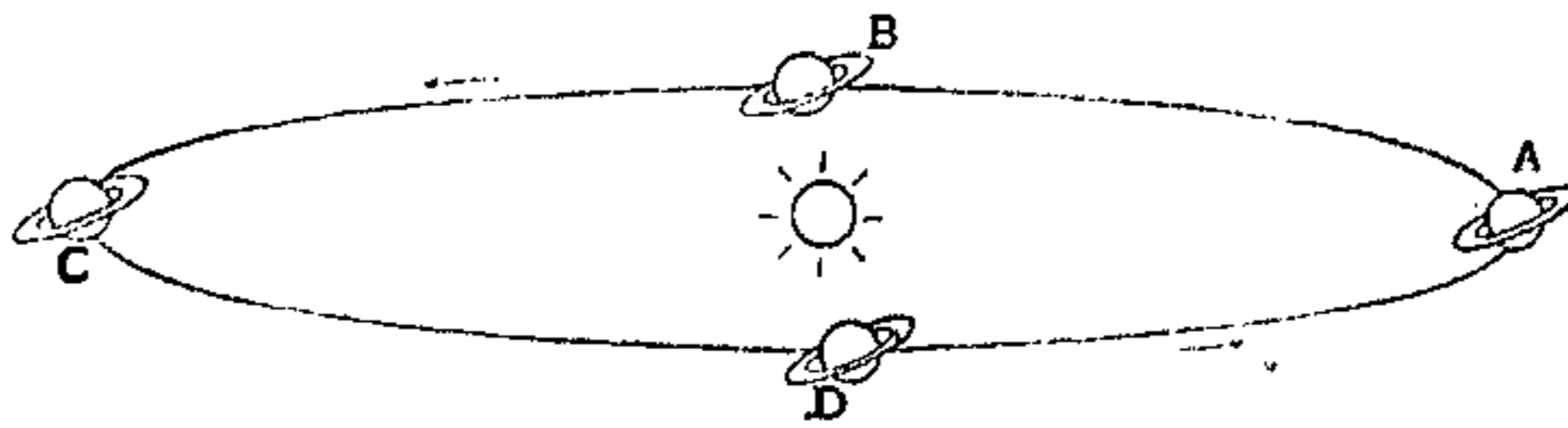
15. Bild

verschwanden erst bei Verstärkung und steter sorgfamer Ueberwachung des Oberbaues.

In einfachen Fällen ist es leicht, auszurechnen, wann ein Fahrzeug entgleisen muß. Um ein Beispiel zu geben, sei eine mit zwei aufgeketteten Rädern besetzte Achse betrachtet. Nimmt man die in der Praxis vorkommenden Fälle an, daß der Radhalbmesser 1 Meter, die Spur und somit auch die Achsenlänge 1,435 Meter (gleich der Normalspur der Hauptbahnen) sei, so würde dieses Fahrzeug in einer scharfen Kurve von 200 Meter Halbmesser, wie sie bei Weichen z. B. vorkommt, entgleisen, wenn seine Geschwindigkeit 37,5 Meter in der Sekunde überschritte. (Bei den Berliner Schnellbahnversuchen kam man bis auf 58,5 Meter in der Sekunde = 211 Kilometer in der Stunde.)

Kreiselwirkungen treten natürlich auch bei anderen Fahrzeugen auf, namentlich bei schnelllaufenden, also z. B. bei Automobilen. Auffallend sind sie auch bei denjenigen Fahrzeugen, die Einwirkungen sehr leicht nachgeben können, also bei Schiffen. Raddampfer legen sich beim Steuern seitlich über; auch das beruht zum Teil auf einer Kreiselwirkung der sich drehenden Schaufelräder. In noch größerem Maße kann das der Fall sein bei Schiffen, die mit den sehr schnelllaufenden Lavalischen Dampfturbinen getrieben werden. Die Laufräder dieser Maschinen drehen sich bis zu 20 000mal in der Minute. Macht ein mit solchen Tur-

binen ausgerüstetes Schiff schaukelnde Bewegungen, so müßten diese sich auch auf das Turbinenlaufrad übertragen. Das würde die Welle außerordentlich stark und sehr ungünstig beanspruchen, so daß sie leicht Brüche ausgesetzt wäre. Man konstruiert deshalb diese Wellen möglichst dünn, so daß sie sich leicht verbiegen und die schaukelnden Bewegungen nur zum Teil auf das Turbinenlaufrad übertragen können. Wäre die Welle vollkommen biegsam,



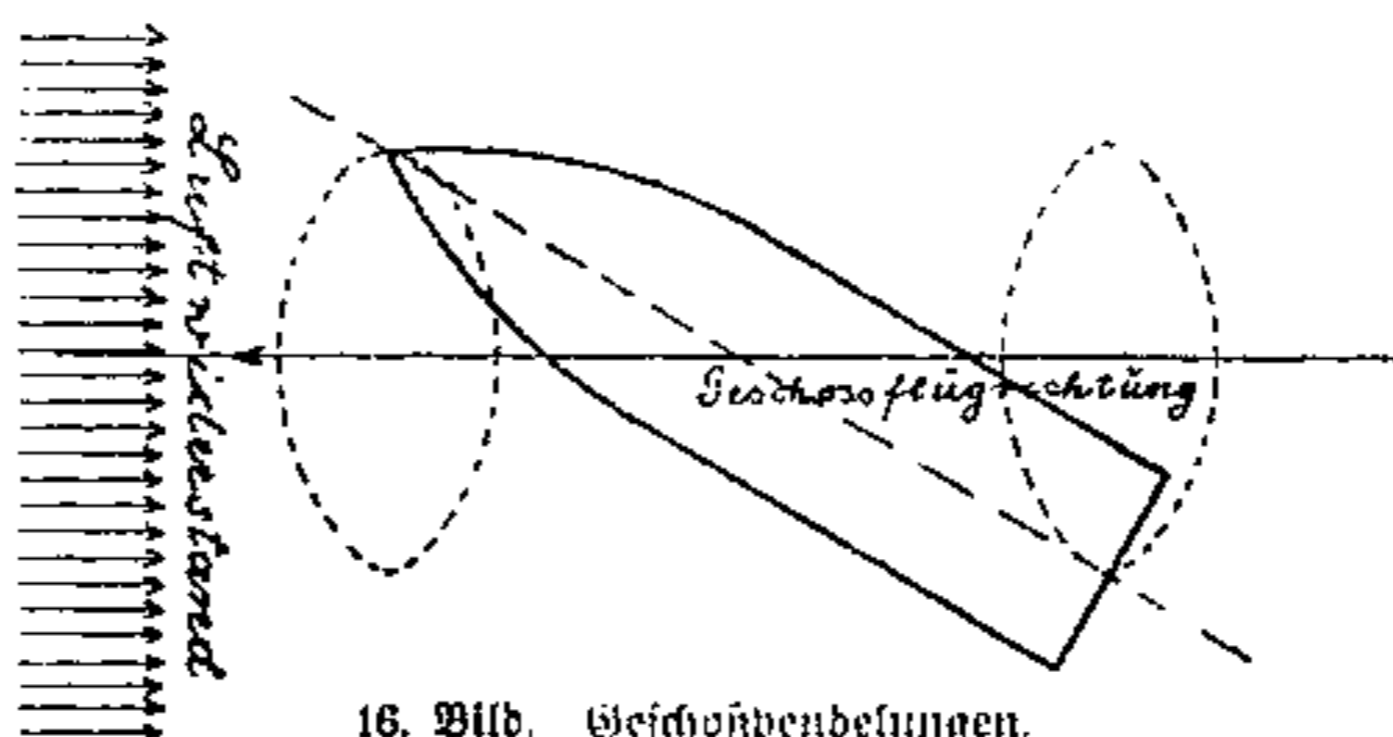
14. Bild. Saturnus einmaliger Umlauf um die Sonne und die Erhaltung der Richtung einer Drehachse.

so würde das Laufrad trotz der Schiffsschwankungen immer seine Stellung beibehalten.

Ueber die Rolle, welche die Kreiselwirkung bei Luftschiffen und Flugmaschinen spielt, ist noch nichts bekannt geworden. Sicher ist sie aber auch dort vorhanden und wird bei Vergrößerung der Geschwindigkeit noch mehr hervortreten.

Man hat versucht, die Kreiselwirkung auch beim Radfahren als wesentlich hinzustellen. Da man die Räder und namentlich die Felgen mit dem Gummibelag möglichst leicht zu machen bestrebt ist, so kann man übrigens von vornherein sagen, daß für das Radfahren die Kreiselwirkung der Räder nicht von Bedeutung ist, um so weniger, als die Umdrehungen der Räder auch nur sehr langsam erfolgen. Daß der Radler nicht umfällt, liegt in erster Linie daran, daß durch die Lenkstange und durch Schwerpunktsverlegungen des Fahrers, die er direkt im Gefühl hat, Schleuderkräfte auftreten, die der Neigung des Rades, besonders in Kurven, das Gleichgewicht halten.

Eine wichtige Anwendung findet die Kreiselwirkung in der Schießtechnik. Damit ein Geschöß durch irgendwelche Störungen keine Ablenkungen erfährt, versetzt man es beim Abschießen in Drehungen. Das geschieht in der Weise, daß man den Lauf, aus welchem es hervorgeschossen wird, mit gewundenen Spirallinien versieht, mit sogenannten „Zügen“. In dem gezogenen Rohr muß sich das Geschöß hindurchwinden, nachdem hinter ihm die Ladung explodiert ist, es „schraubt“ sich gewissermaßen heraus und erhält dabei eine Drehung um seine Achse, die sehr schnell erfolgt, da ja auch die Geschößgeschwindigkeit sehr groß ist. Das Geschöß bohrt sich spiralig durch die Luft und hält vermöge dieser Drehung, die ja nichts weiter ist als eine Kreiselwirkung, seine Richtung hartnäckig



16. Bild. Geschößpendelungen.

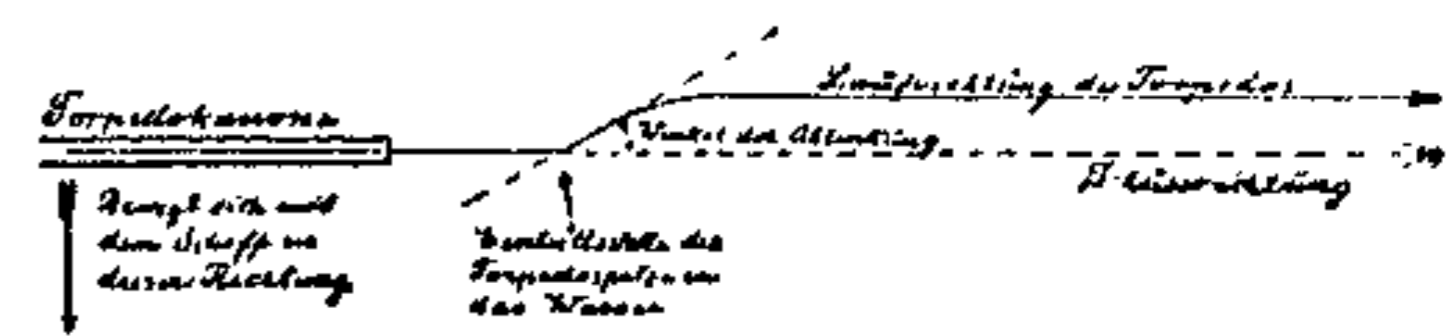
bei. Das ist ein wichtiger Umstand für die Treffsicherheit und das richtige Aufschlagen des Geschößes mit der Spitze, namentlich bei der Granate. Das Geschöß ist aber auch der Schwerkraft unterworfen, es läuft in einer parabolischen Bahn, so daß sich die Geschößachse gegen die Bahnrichtung neigt. Der Luftwiderstand drückt dann gegen den Geschößhinterteil, der ihr die meiste Angriffskraft bietet und bewirkt ein seitliches Ausweichen desselben. Da-

durch entstehen Wendungen, die die Spitze einen kleinen Kreis beschreiben lassen, wie unser 16. Bild zeigt. Die Wellen, in denen diese Wendungen vor sich gehen, werden aber immer länger und gehen schließlich in die Flugbahn selbst über.

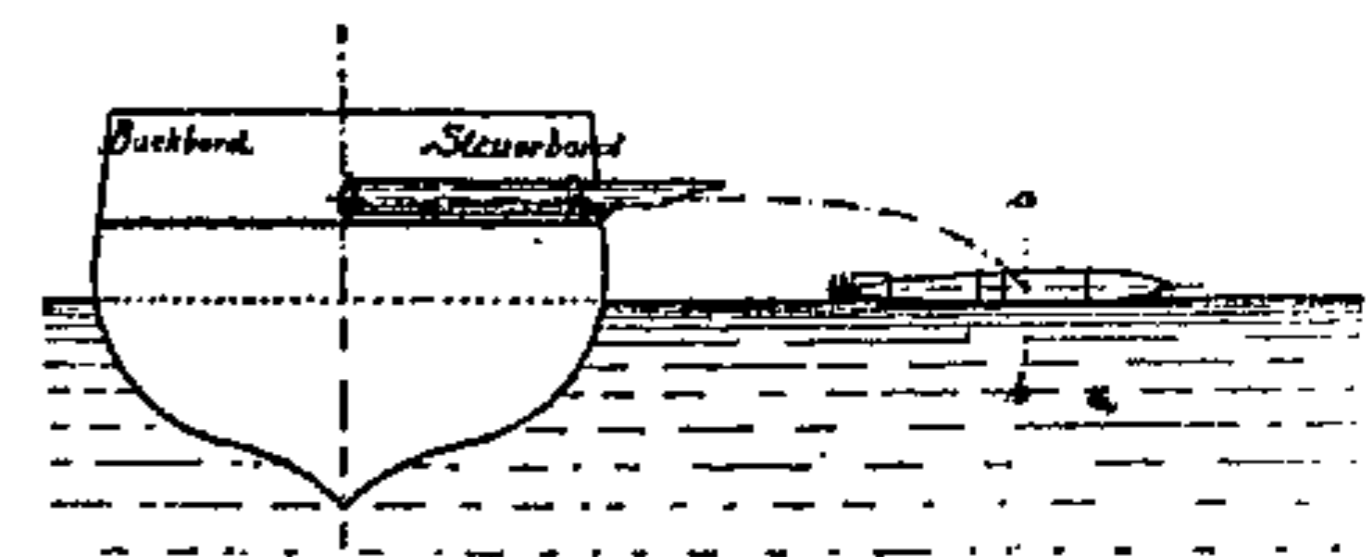
Auch der Torpedo ist ein Geschöß. Er wird aus einer Torpedokanone abgeschossen und unterliegt denselben Störungen wie andere Geschosse. Aus mehreren Gründen kann man jedoch einen Torpedo nicht aus einer gezogenen Kanone abschießen. Man muß daher die Störungen während des Laufes auf andere Weise beseitigen.

Störungen treten aber schon beim Ausstoße des Torpedos aus dem Lanzierrohr und beim Eintritt in das Wasser auf. Soweit solche Lanzierfehler regelmäßig auftreten, kann man sie beim Zielen berücksichtigen. Tritt der Torpedo in das Wasser ein, so zeigt sich namentlich

im Beginne des Unterwasserlaufes häufig das „Nollen“, indem er nach rechts und nach links schwankt, was verursacht, daß die Steuerung der wagerechten Ruder nach der Seite zu wirkt. Alle diese Störungen zu beseitigen, ist deshalb nötig, weil die Torpedos verhältnismäßig sehr langsam laufen. Für ein Artilleriegeschöß, dessen Geschwindigkeit 500 Meter in der Sekunde betragen möge, beträgt die Flugzeit bei 4000 Meter Ziel 8 Sekunden. Legt ein feindliches Schiff pro Stunde 20 Seemeilen, also etwa 10 Meter in der Sekunde zurück, so kommt es in 8 Sekunden 80 Meter vorwärts. Schätzt man nun die Geschwindigkeit des feind-



7. Bild



18. Bild. Abschießen eines Torpedos.

lichen Schiffes um 2 Seemeilen pro Stunde (1 Meter pro Sekunde) falsch, so würde das Geschöß 8 Meter von dem eigentlichen Zielpunkte entfernt einschlagen. Hat man auf die Schiffsmitte gezielt, so würde ein Schiff immer noch sicher getroffen werden. Beim Torpedo aber, der bei 1000 Meter Schußweite nur etwa 22 Meter in der Sekunde läuft, würde ein gleicher Fehler in der Abschätzung der Geschwindigkeit einen viel größeren Fehler beim Schießen hervorbringen. Schießt man aus 900 Meter Entfernung, so beträgt die Laufzeit des Torpedos schon 40 Sekunden. Während dieser Zeit legt das feindliche Schiff 400 Meter zurück. Macht man auch hier bei der Abschätzung seiner Geschwindigkeit denselben Fehler, so trifft der Torpedo 40 Meter vor oder hinter dem Zielpunkt, so daß es leicht kommen kann, daß er sein Ziel überhaupt verfehlt. Man muß ferner bedenken, daß der Torpedoschuß nicht von einem ruhenden Schiffe aus abgegeben wird, sondern daß der Torpedo mit der Geschwindigkeit des abschießenden Schiffes seitlich ins Wasser schlägt und, da er vorn eher aufschlägt als hinten, nach rückwärts von der Schußrichtung abgelenkt wird. Dies muß durch die Steuerung wieder ausgeglichen werden. Die Steuerung muß also bewirken, daß diese Ablenkung beim Einschlagen in das Wasser wieder beseitigt wird.

Das Los.

Erzählung von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Die Tage gingen hin. Im steten Einerlei des Haushalts, bei der täglich sich wiederholenden Promenade zum Kaufmann, zum Schlächter und eventuell zur Markthalle, gingen sie sogar sehr rasch hin. Es war wenig Abwechslung in Fräulein Fleders Leben, denn Sonntags ging sie auch selten aus. Wohin sollte sie auch? Vergnügungen kosten Geld, und allein, so ganz allein sind sie ja auch nicht einmal Vergnügungen.

„Flederchen, Sie müssen doch Schätze sammeln!“ sagte Herr Blumenfeld, als er ihr den Gehalt auszählte.

„Schätze? Liebe Zeit!“ Sie lächelte wehmütig. Der Gang bis zum Berliner Zimmer war so lang und das ewige Hin und Her zwischen Küche und Vorderwohnung, das verbrauchte zum mindesten ein Paar Hausschuhe im Monat. Und was man sonst noch alles braucht! Aber dann hob sie den gesenkten Kopf, in ihren Augen glänzte etwas auf: das war die Hoffnung.

Sie hätte es nicht sagen können, auf was sie hoffte. Auf das Los natürlich, aber dann wars ihr doch mitunter, als sei das Geld, das man gewinnt, nicht das Begehrtestwerteste. Es gab doch noch andere Dinge, die begehrenswerter waren. Gesundheit zum Beispiel — ach ja, gesünder möchte sie wohl ein bißchen sein. Das viele Stehen am Herd wurde ihr schwer, sehr schwer, oft mußte sie sich seufzend auf den nächstbesten Stuhl setzen. Immer hatte sie eine Schwere in den Gliedern, ein so schwaches, mildes Gefühl im Leibe, keine Schmerzen — nur zu Zeiten — aber dann hätte sie auch schreien mögen. Und das Kreuz war ihr wie zerbrochen. Sie sollte sich nicht recken, sich nicht anstrengen, nicht schwer heben, hatte ihr der junge Arzt gesagt. Recht hatte er gewiß, aber wie sollte sie das alles vermeiden? Sie konnte sich doch nicht jedesmal eine Trittleiter holen, nur um den Wäscher oder einen Topf vom Küchentisch herunterzulangen? Und heben! Man kann doch nicht immer einen Wagen hinter sich haben, der alles hebt und trägt, was einem etwa zu schwer sein könnte! Wenn sie das nicht mehr konnte, dann konnte sie auch nicht mehr in Stellung sein — und was dann?

Vor jener Zeit, da sie die Hoffnung, die ganz bestimmte Hoffnung hatte, waren oft Stunden einer düsteren Verzweiflung über Fräulein Fleder gekommen. Falten hatten sich in ihrem Antlitz eingezeichnet, die es vordem noch nicht gehabt hatte. Der Massnarzt hatte sie zu keinem Kollegen geschickt, sie hatte großes Vertrauen zu dem jungen Doktor in der Voßringer Straße — aber nein, operieren? O wie schrecklich! Nein, operieren ließ sie sich nicht. Lieber zugrundegehen, lieber bald sterben, als sich so unter's Meißer liefern, zudem sie noch, sie, eine unverheiratete Person. Jezt verschloß sie ihre Sorgen in sich — nein, niemand durfte davon wissen! Sie schämte sich, selbst ihrer Freundin, der Maus, davon zu sagen. Ach, wer weiß, am Ende wurde es auch so besser! Der Arzt hatte ja auch nicht gesagt, daß die Operation unumgänglich nötig sei, er hatte sie nur für wünschenswert gehalten. Nein, nein! Mit beiden Händen, als wollte sie etwas Entsetzliches von sich stoßen, wehrte die Furchtsame ab. Nein, eher sprang sie zum Fenster hinaus, vom dritten Stock herab auf den Asphalt, als daß sie sich operieren ließ — nie, niemals!

Es schien ja auch so, als ob es jezt besser wurde. Fräulein Fleder ging nicht mehr zu dem Arzt — wozu auch? Sie fühlte sich ja ganz wohl. Sehr wohl.

Es war augenscheinlich, sie legte mehr Sorgfalt auf ihre Toilette. Als sie im hellen Sonnenschein eines Tages in den Spiegel sah, fand sie, daß sie sich zu solide, nein, mehr als das, zu bescheiden kleidete. Sie legte sich ein weißes Krägchen zu und eine rote Schleife, die ihren matten Teint ein wenig hob; sie machte sich auch das Haar fleidlicher.

Die Antwortefrau, die morgens kam und die grobe Arbeit verrichtete, war eitel Bewunderung. „Aber, aber Freileinchen, haben Sie sich heute niedlich gemacht!“ Diese Anerkennung bekräftigte sie darin, etwas mehr auf die Verschönerung zu wenden. Sie studierte bei ihren Besoramuswegen die Schaufenster; freilich, im Frenzlaner Viertel war die Mode nicht sehr elegant, aber wenn man bis zum Alexanderplatz ging oder bis zur Königstraße, konnte man so viel Schönes sehen wie in der Leipziger. Wenn sie einer gefragt hätte, warum sie sich jezt putzte, sie hätte die Antwort schuldig bleiben müssen. Sie fühlte nur unklar, daß, nimmt man eine gewisse Stellung ein, die Stellung, die das Vermögen einem gibt, so ist man auch verpflichtet, sich nicht wie ein armes Dienstmädchen zu kleiden. Und das Sichkleiden muß man auch lernen, so mit einemmal ist der feine Geschmack nicht da. Und dann wollte sie auch gern gefallen. Wem? Das wußte sie nicht. Aber es mußte schön sein, wenn man einem so gut gefiel, so sehr gut, daß er sagte: „Fräulein, wollen Sie meine Frau werden?“ Es hatte sich ihr noch nie einer in zärtlicher Absicht genähert; zu Liebesleien war sie zu solide, zum Heiraten hatte sie nicht genug gehabt. Die Eltern hatten ihr wie ein Klob am Bein gehangen. Schadel!

Sie stützte den Kopf in die Hand und beugte sich, als läge ein Geschick auf ihr, wenn sie lange Abende ganz allein zu Hause verbrachte. Das Bureau war geschlossen, der Rechtsanwalt nach dem Abendbrot ins Grüne gegangen. Nichts regte sich in der Wohnung; wenn man fürchtlos war, man hätte sich fürchten können. Das Berlin war so groß, im Frenzlaner Viertel wohnten so viele Menschen, und doch war sie so allein.

Aber dann richtete sich die Einsame resolut auf und strich sich über die Stirn; sie lächelte sogar. Wer weiß, wie noch alles kam!

Daß es Hochsommer geworden war, das merkte Fräulein Fleder nur daran, daß sie Fliegen in der Küche hatte, und daß ein Mann auf dem Hof schrie: „Fliegenstöcker, Fliegenstöcker!“

Die erste Ziehung war im Juli. Sie sah gar nicht nach in der Zeitung; wenn sie gewonnen hätte, würde man sie es schon wissen lassen; Herr Meische, der Buchhalter, konnte sie ja so gut. Als sie nichts vernahm, ging sie nur wieder hin, um ihr Viertel zu erneuern; Herr Meische war gerade nicht da, ein junger Kommiss, der sie noch nicht kannte, fertigte sie ab, und stillschweigend ging sie wieder. Merkwürdig, wie ruhig sie jezt war! Es regte sie gar nicht auf, daß sie in der ersten Klasse nicht herausgekommen war, sie hatte ja noch vier Klaffen vor sich.

Die zweite Ziehung war Mitte August. Daß sie wieder nicht unter den Gewinnern war, locht sie nicht an — auch ihre Zeit kam.

Die dritte Ziehung war im September. Da sah sie denn doch in der Zeitung nach — halt, beinahe! Ihre Losnummer war 12345 — und 54321 hatte gewonnen. Zehntausend Mark. Ganz schön! Aber doch lange nicht genug. Zehntausend Mark sind noch kein

großes Vermögen. Sie wurde unverschämt in ihrer Hoffnungslosigkeit.

Die vierte Ziehung war im Oktober. „Na, paffen Sie auf, diesmal aber!“ hatte Herr Meische zu ihr gesagt. Es war wieder nichts.

Als sie zur fünften und letzten Klasse einzahlen ging, war sie sehr bleich, so bleich, daß der Lotterie-Einnehmer, der selber zugegen war, zu ihr sagte: „Sehen Sie sich doch!“ Aber mit Energie überwand sie die Schwäche, sie setzte sich nicht; hochaufgerichtet blieb sie vor der Schranke stehen und nahm mit sicherer Hand ihr Los in Empfang. Sie gewann es sogar über sich, zu lächeln, und als der Einnehmer sagte: „Sie spielen schon so lange, man muß den Mut nicht verlieren, einmal kommt's doch!“

ruhig zu sagen: „Es kommt!“ Erhobenen Hauptes ging sie aus der Tür; ihre zarte Gestalt war ordentlich größer geworden, sie reckte sich wie zum Kampf.

Als sie am Abend in ihr Stübchen kam, öffnete sie das Fenster und sah zum Himmel auf. Alle Sterne blitzten, aber über dem dunklen Höfchen stand einer, der leuchtete heller als alle anderen, mit wunderbarem Licht.

Die schaurige Herbstluft lächelte sie lind und angenehm, wie mit liebevollen Händen strich es ihr um Wangen und Sinn. Noch als sie schon im Bette lag, fühlte sie dies liebevolle Streicheln.

Fräulein Fleder war gar nicht dumm, und abergläubisch war sie auch nicht, sonst wäre sie zu einer Kartenlegerin gegangen und hätte sich sagen lassen, ob ihr Los in der fünften Ziehung herauskäme oder nicht. Sie brauchte das nicht zu tun.

Und als am Sonntag darauf zu schlechtes Wetter war, schloß sie sich, während die Kirchen Glocken durch das Brausen der Stadt und das Rauschen des Regens schwach zu ihr herüberklangen, in ihre Stube ein und lauschte dem Rauschen am geöffneten Fenster. Nun war sie doch in Ruhe. O, diese Qual des Wartens, diese gespannte Hoffnung! Jezt fing das an, etwas Entsetzliches zu werden.

Am Nachmittag hielt sie es nicht mehr aus so allein — noch acht Tage, und die fünfte und letzte Ziehung war! Trotz rauschenden Spätherbstregens beschloß sie, zur Maus zu gehen. Der Rechtsanwalt war erstaunt, daß sie um den Schlüssel bat. Natürlich konnte sie ausgehen — er ging ja auch aus — aber er verwunderte sich. Welch, wie eine Verbrecherin stand sie vor ihm. Und als sie auf der Treppe war, reute sie der Ausgang schon fast. Sollte sie doch nicht lieber zu Hause bleiben? Der Regen pladderte; wer es nicht nötig hatte, auszugehen, blieb wirklich besser zu Hause. Und es war so schaurig kalt! Fröstelnd zog sie ihr Cape fester um sich und hielt sich den Schirm dichtest über den Kopf. Die Winde stöhnten. Aber das wars nicht, was sie zurückhielt. Etwas war in ihr, das sagte: „Geh lieber nicht!“ — und doch trieb sie's hin. Sie stapfte tapfer durch Wind und Wasser.

Die Maus wohnte in der Linienstraße, und da die lang ist, war es ein tüchtiger Weg. Den Kleiderbaum durchnäht, die Füße auch nicht trocken, kam Fräulein Fleder bei der Freundin an. Diese war nicht allein, Maus' hatten Besuch. Herrn Maus' Vetter aus Landsberg an der Warthe, auch ein Herr Maus, war da. Er saß in der Sofaecke und hielt das jüngste Mäuschen auf dem Schoß. „Wie 'n jelernter Vater,“ sagte Frau Maus, und warf ihm einen anerkennenden Blick zu. Herr Maus schmunzelte: „Du sollstest Dich auch um ranhalten, Friß, Zeit wärs!“ Sie mochten den Vetter gut leiden.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Trost.

Sah' Männer oft verdrossen,
War nicht'ger Jungfern Gram —
Ich habe zu gern genossen,
Wo ich vorüberkam.

Sah ich ein Schenkenschildchen,
Gleich trat ich durstig ein —
Ach Kesschen, ach Matzildchen,
Wie sitzt sich's hübsch zu zwof'n!

Wie singen sich deutsche Lieder
Zweistimmig doch so fraut,
Wenn draußen im weißen Flieder
Der Fint sein Nestchen baut!

Wie plaudert sich's so tapfer
Von Lieb' und lockerm Sinn,
Wenn auf die Weste dem Zapfer
Im Schlummer fiel das Rinn! . . .

Und sah ich hinterm Humpen
Zur Dorfmausk im Krug,
Mit Edeln oder Lumpen,
Gleichviel — es war nicht klug.

Und trauten mir argem Sünder
Die kundigen Ruhmen nie —
Des Wirts strohblonde Kinder,
Die kletterten auf meine Knie.

Sie hingen an meinem Munde
Als geht' es Lehr' und Schul';
Vom Stall die jungen Hunde
Legten sich unter den Stuhl.

Und wenn es Zeit zu reiten
Und Zeit zu scheiden war,
Wie wollt' mich gern begleiten
Die zappelnde kleine Schar.

Und trabt zu später Stunde,
Gehorsam meinem Ruf,
Mein Gaul, die jungen Hunde
Umwinkelten seinen Huf.

Und ob die Vasen schalten
Wohl hinter meinem Ritt,
Im Herzen, warm gehalten,
Nahm ich solch Bildchen mit . . .

Ob morgen die trostige Jugend
Mir frühes Grab erlost,
Ob ich in später Jugend
Als Quäker sterb' bemost,

Sah mir die Abschiedstunde
Erinn'ung noch gelabt:
Kinder und junge Hunde
Saben mich liebgehabt!

Rudolf Preßler.

Lotten und Lottenweien. Wenn auf weitem Meere der Sturmwind heult, die Wogen vom Grunde des Meeres aufgewühlt und gewaltige Wassermassen gegen den Riesendampfer, der doch nur einer hilflosen Muschelschale auf den tobenden Wasserfluten gleicht, geschleudert werden, so steht ruhig und kaltblütig auf der Kommandobrücke ein Mann mit wetterharten Zügen. Ein dicker Schal umgibt den Hals, ein kurzer Rock von stark verschoffener Farbe die starke Brust, und verwegener im Nacken sitzt ein unförmiger, krasserdichter Seemannshut, der schwere Südwestler. Mit Stentorstimme läßt er seine Befehle über das Schiff erschallen, und eilends laufen die Matrosen hin und her, sie auszuführen. Der Mann, der diese Befehle erteilt, ist der Lotse; er übernimmt die Führung der fremden Schiffe auf schwierigem, nur ihm bekannten Fahrwasser, geleitet sie vom Hafen in die offene See und umgekehrt. Sobald er an Bord kommt, übernimmt er den Befehl und ist für alle Unfälle, die das Schiff betreffen

* Unser Gedicht ist einer von Rudolf Preßler herausgegebene Anthologie: „Freut Euch des Lebens“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Pr. 8 Mk.) entnommen, die eine Gedichtsammlung von dauerndem Wert genannt zu werden verdient. Die Gedichte des vorliegenden Buches sind Poetiken der Lebensfreude, die die stille Heiterkeit und den lauchenden Jubel zu Worte kommen lassen. Unter den Dichtern, die zu der Sammlung beigetragen haben, sind die besten der Vergangenheit und der Gegenwart vertreten. Wer die Lebensfreude zu schätzen weiß, dem wird die Preßler'sche Anthologie zu einem Hausbuch im besten Sinne des Wortes werden. D. Heb. d. „N. W.“

sollten, so lange verantwortlich, bis er das Kommando in die Hände des Kapitäns zurückgibt und von einem der auf hoher See kreuzenden Lotsenkutter wieder aufgenommen ist.

Man unterscheidet verschiedene Arten von Lotsen: Hafenlotsen, Binnenlotsen und Seelotsen. Die Hafenlotsen besorgen das Verholten der Schiffe in den Häfen sowie in den Trockendocks und durch die Flutschleusen; die Binnenlotsen führen die Schiffe auf Flüssen, Gewässern, und die Seelotsen schiffen zwischen der See und den Außenhäfen oder zwischen der See und den Eingängen der Binnenwasser. Die Lotsen betreiben ihr Geschäft entweder als Gewerbetreibende oder als Angestellte der Gemeinden oder des Staates, der durch Lotsen kommandierte und von Oberlotsen verwaltete Lotsenstationen unterhält. Im Interesse der Verkehrssicherheit ist vielfach der Lotsenzwang eingeführt, d. h., Schiffe in bestimmten Küstengewässern sind zur Annahme eines Lotsen verpflichtet. Auf der anderen Seite sind die Lotsen, die vom Verfrachter das Lotsegeld beziehen, verpflichtet, selbst bei schlechtestem und stürmischstem Wetter an Bord der Schiffe zu gehen, die sie durch das sogenannte Lotssignal, die Lotsschlagge — in Deutschland die am Vormast gehißte, mit einem weißen Streifen umgebene Reichsflagge — rufen. Das Signal ist bei Nacht Laufener oder ein in kurzen Zwischenräumen gezeigtes weißes Licht. Merkwürdig ist das Verhalten der einzelnen Lotsen je nach ihrer Nationalität. So wird der chinesische Lotse, der stets äußerst sauber auftritt, in sehr weite Beinkleider von hellem Baumwollstoff und ebensolchen Hosen mit weiten Ärmeln gekleidet, stets barfüßig mit einem Paar Schuhe unter dem Arm das Deck betreten und sofort an den Kompaß gehen. Hier unterrichtet er den Mann am Ruder über den zu steuernden Kurs, postiert sich dann in der Nähe des Kompasses, dieses von seinen Vorfahren viel früher als von einer anderen Nation benutzten Instrumentes, gibt durch Armbewegungen die zu steuernde Richtung an und verläßt nicht eher seinen Posten, als bis das Schiff im Hafen ruhig vor Anker liegt. Die Lotsen der Sandwichinseln sind eingeborene Kanaken, kräftig gebaute große Leute von dunkelbrauner, ins Grau übergehender Hautfarbe. Sie kommen in kleinen Booten dem Schiffe entgegen; doch da man in den meisten dortigen Häfen auch ohne Lotsen einsegeln kann, so werden sie schlecht bezahlt und haben wenig Bedeutung. Ganz anders wieder ist der nordamerikanische Lotse. Kommt das deutsche Auswandererschiff nach ungefähr 14tägiger Fahrt der amerikanischen Küste nahe, so fliegt ihm noch fern von der Küste ein kleines Fahrzeug entgegen, ein kleiner Kutter mit mächtigem Segel, auf dem eine Nummer in Riesenziffern zu lesen ist. Fragen und Antworten werden mit Hilfe des Sprachrohres gewechselt. Der Kutter setzt ein Boot aus, in wenigen Minuten liegt es längsseitig des Schiffes; ein Mann steigt an der Fallreppentreppe empor und springt auf das Verdeck. Ein Reisefackel aus wasserdichtem Stoff enthält sein weniges Gepäck. Es ist ein langer, schmächziger Herr, der einen feinen Zylinderhut, tadellos weiße Wäsche und einen eleganten schwarzen Anzug trägt.

Seine Hände spielen so nachlässig mit einem Spazierstöckchen, als lehre er soeben von einer Promenade aus dem New Yorker Centralpark zurück.

Mit „Good day, Sir!“ zum Kapitän und „Good bay, boys!“ zur Mannschaft gewendet, führt er sich ein, eilt dann nach dem Steuerrad, prüft den Kompaßkurs und mustert die Segelstellung. Sein nächstes Wort ist ein Kommando, und sobald dasselbe erschallt, verläßt der Kapitän das Verdeck, um in der Kajüte der Ruhe zu pflegen.

„Wer ist das?“ fragt der Passagier und deutet nach dem Gentleman im schwarzen Anzug.

„Das ist der Lotse“, erhält er zur Antwort.

Der sieht aber doch ganz anders aus als jener in Deutschland“, wagt der Passagier einzuwenden.

„Allerdings, denn hier sind wir in der neuen Welt. Der Gentleman im Zylinder ist jedoch ein ebenso tüchtiger Seemann wie jener in Deutschland, der beim Sonnenschein den Südwestler trug.“

Die Ruhe, Besonnenheit, Kaltblütigkeit, die dem deutschen, englischen, schwedischen, überhaupt dem nordländischen Lotsen eigen ist, und die ihm vorzüglich im Augenblick der Gefahr sehr zu statten kommt, ist beim Spanier, Portugiesen, beim Südländer im allgemeinen nur wenig zu finden. Ein Schiff, das vor dem Rio de la Plata nach einem Lotsen für Buenos-Aires signalisiert, muß bei schlechtem Wetter oft lange kreuzen, ehe es einen solchen findet. Die dortigen Lotsen sind mit wenigen Ausnahmen spanische Kreolen. Ihre Kleidung besteht in einem kurzen Rock, buntem Hemd und weiten Beinkleidern, die über den Hüften durch eine rotseidene Schärpe festgehalten werden. Eine dicke, hunte, wollene Decke

hängt wie ein Plaid über der einen Schulter, und als Kopfbedeckung tragen sie den der spanischen Nation eigentümlichen spitzen Hut. Hat ein nordländischer Kapitän einen solchen Lotsen an Bord, so gibt es sehr oft Streit zwischen beiden, und ersterer läßt sich von letzterem nie die Zügel des Oberbefehls ganz aus der Hand nehmen, und dies mit Recht. Das Mißlingen eines Segelmanövers kann nämlich einen kreolischen Lotsen schon aus der Fassung bringen und ihn verleiten, ein vorschnelles Kommando zu erteilen, das er kurz nachher vielleicht zu bereuen und zu widerrufen hat. Durch seine übertriebene Neugierlichkeit mutet er der Mannschaft viel unnötige und erschöpfende Arbeit zu, und es ist daher nicht zu verwundern, daß der besonnenere Nordländer den Kreolen in seinen Kommandorechten etwas zu beschränken sucht. Die malayischen Lotsen, die meist dem Schiff entgegen schwimmen, bringen, nachdem sie ihr Prüfungszeugnis dem Kapitän an Bord vorgelegt haben, vielfach noch nachträglich ihre Gehaltsanteile an Bord. Sie sollen im ganzen wenig Sicherheit zeigen und nicht die tüchtigen Kenntnisse besitzen wie die Lotsen anderer Länder. Sie gewinnen erst an Sicherheit und Mut, je näher sie dem Hafen und der Küste kommen. Die Lotsen von Kalkutta sind meist in Indien oder auch im Mutterlande geborene Engländer, die, wie ihre europäischen Kollegen, eine Lotsenprüfung bestanden haben müssen. Ihr Auftreten ist nobel; dem entspricht aber auch das Honorar, das sie beanspruchen. Geleitet in Rock und Hosen von Mohrseide, tragen sie einen mit ebensolcher Seide überzogenen, helmartig geformten Korzhut. Der Gangeslotse kommt nicht allein an Bord, sondern hat gewöhnlich ein Gefolge von mindestens vier Hindus bei sich. Zwei davon haben beständig zu loten und die gemessene Tiefe in gesangsähnlicher Weise auszurufen; der dritte hat das Amt, mit einem großen chinesischen Schirm die Strahlen der Sonne vom Haupte seines Gebieters fernzuhalten und ihn durch einen Fächer Kühlung zuzuwenden, der vierte Hindu endlich ist zur anderweitigen Bedienung des Lotsen mitgenommen, welcher letzterer nachlässig hingestreckt auf eine mit Kissen belegte Bank des Halbedecks, blaue Wolken einer duftenden Manilla von sich blasend, seine Kommandorufe ertönen läßt, bis das Schiff im Hafen von Kalkutta vor Anker geht. —

—sc.

Neue Bücher. Von Wilhelm Völckhe liegt eine neue Sammlung naturwissenschaftlicher Plaudereien vor, die er „Stunden im All“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Pr. 5 Mk.) betitelt hat. Der Wert des Buches basiert weniger in der Neuheit des bearbeiteten Materials, als in der volkstümlichen Art, mit der Völckhe oft recht schwierige Thematika zu behandeln versteht. In der Darstellung geht der Autor gern vom täglichen Erleben aus, um dann in knapper Analyse, meist durch treffend gewählte Beispiele und Vergleiche, uns die Zusammenhänge alles Geschehens im Weltall zu zeigen; Biologie, Zoologie, Physiologie, Physik, Chemie, Botanik, Geologie usw. werden herangezogen, um diesem Zwecke zu dienen. Naturfreunde werden an dem Werke, aus dessen Inhalt wir in den letzten Jahren manches in der „Neuen Welt“ veröffentlichten, viel Freude haben.

Im Verlage Th. Thomas, Leipzig, hat Felix Linke ein lehrreiches astronomisches Werkchen „Das Werden im Weltall“ (Pr. 1 Mk.) erscheinen lassen, mit dessen Inhalt sich unsere Leser leicht vertraut machen werden können, da manches aus demselben, in engerer Form, bereits in der „N. W.“ abgedruckt war. Besonders fesselnd und sachlich geschrieben sind die Kapitel, die sich mit den räumlichen Beziehungen der Himmelskörper, der Spektralanalyse, dem Strahlungsdruck, der Entstehung von Planetensystemen usw. beschäftigen. Eine Anzahl gut gewählter und klar herausgearbeiteter Illustrationen erleichtern dem Laien das Verständnis des oft schwierige Probleme behandelnden Textes.

Zwei Dramenbücher sind im Verlage von Egon Fleischer u. Co., Berlin, erschienen. „Die Dame mit der Maske“ von Raoul Lorenzheim und „Die Puppenschule“ von Hans Müller. Beide Bücher geben Durchschnittsware, denen wenig persönliche Note eigen ist.

Auch auf die fünfzigste Auflage von August Bebel's Buch „Die Frau und der Sozialismus“ (Stuttgart, J. G. W. Dietz Nachf. Preis brosch. 2,50 Mk., gebd. 2 Mk.) möchten wir bei dieser Gelegenheit hinweisen. Das in der parteigenösslichen Tagespresse und auch vereinzelt in bürgerlichen Blättern gebührend gewürdigte Werk präsentiert sich in der vorliegenden Auflage in einem neuen Gewande; es ist textlich erweitert und neu bearbeitet.

Nachdruck des Inhalts verboten!